

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

Aus dem Inhalt:

Ergebnisse des Winterpreisausschreibens

*
Martin Reepel:
Osterfahrt ins
pommersche Land

*
Pommerns
Verkehrslage

*
Wilhelm Hörstel:
Eine alte Dorfkirche

*
Fritz Siedel:
Am Horst der
Rohrweihe

*
Bildseiten

*
Aus dem pommerschen
Kulturleben

Blick in den Osten
Romanfortsetzung

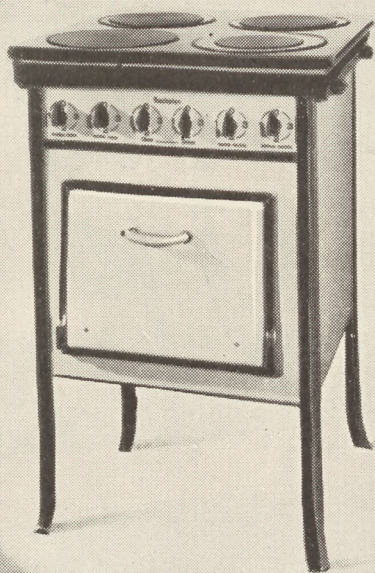
Anekdoten
u. v. a. m.

STETTIN
APRIL 1935

Frühlingslachen

Foto Max Ehlert Berlin





Die Rechnung ist richtig:
Fif Roys multipliziert,
dann kommt es
Zeit, Arbeit und Geld!

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

6. Jahrgang

Stettin, April 1935

Heft 3

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 282 95-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Der Sieg des Lebens

Christ ist erstanden von der Marter alle,
des soll'n wir alle froh sein!
Christ will unser Trost sein. Kyrieleis.

Wär er nicht erstanden, so wär die Welt vergangen;
seit daß er erstanden ist,
lob'n wir den Vater Jesu Christ. Kyrieleis.

Ostern steht im Zeichen Christi, seines Kreuzes und seiner Auferstehung. Von der Auferstehung des Gottessohnes her empfängt alle Geschichte und alles menschliche und natürliche Leben seine Deutung und seinen Sinn. Es ist nicht immer ein helles klares Wissen um dieses Geheimnis wiedererstandenen, sieghaften Lebens, das uns an Ostern erfüllt. Das Erwachen der eben noch winterstarrten Natur, die dem Blut neu geschenkte Lebendigkeit, naturhafte Fröhlichkeit und Zuversicht unter der steigenden Sonne sollen weithin dem Osterfest seinen Inhalt geben. Aber wir täuschen uns nicht über die Vergänglichkeit auch dieses Frühlings; auch er wird sich wieder dem Sterben neigen, hinweggenommen werden wird seine Lebendigkeit wie das Leben des Frühlings von Jahrzehntausenden. Die Vorgänge der Natur geben uns keine Sinndeutung ihres Geschehens; die Tatsache der steigenden Sonne und des Frühlings sind nicht die Gewißheit, daß das Dasein dieser Welt nicht doch vom Sterben und vom Dunkel her zu verstehen ist.

Gott selbst deutet durch die Auferweckung Christi das ewige Ziel alles Seins: nicht im Sterben - in der Überwindung des Todes offenbart der Schöpfer seine Macht. Gottes Tat in der Geschichte, über die uns erkennbaren Grenzen des Naturablaufs hinaus, begründet den Osterjubiläum seiner Geschöpfe. Der Glaube an das schlechtinnige Wunder Gottes tritt an die Stelle vager, zerbröckelnder Gefühle. Gottes Walten, nicht die Akrobatik menschlicher Gedanken, stellt die ihm trauende Menschheit in das Licht und den Zusammenhang ewigen Lebens.

Ostern steht im Zeichen des Kreuzes Christi. Christus starb für die Wahrheit Gottes am Kreuz; Christus starb trotz der Verschuldung der Menschheit vor Gott für eben diese Menschen; Christus starb im Gehorsam gegen den helfenden und barmherzigen Gott, dessen Bild er noch und gerade im Sterben der Menschheit gab und ausprägte. Christi Kreuz ist Unterpfand und Inbegriff dessen, daß Gottes Antlitz den Menschen zugewandt ist; in der Gestalt Christi ist Gott uns nahe und bekannt. - Aber der Wille der Menschen stand und steht von Natur her gegen Christus, auch dafür ist das Kreuz beredter Ausdruck. Darum wird der Osterjubiläum erst voll und rein, wo auch der Wille des Menschen, sein sittliches Leben, erneuert wird durch Geist und Willen Jesu Christi. Wo Gottes Wahrheit unwiderstehlich Besitz ergreift von Menschenherzen, dort ist Gottes Sieg erfochten und der Sieg des Lebens vollendet.

Im Glauben an das Gottesgeschenk des ewigen Lebens und die Herrschaft der Wahrheit Gottes über Menschengewissen begehen wir die Auferstehung Christi.

Heinz Baethge.



Frühlingssonne über den Oderwiesen bei Curow

Fot. Eberhardt

MARTIN REEPEL:

Osterfahrt ins pommersche Land

Ich bin einmal zu Ostern konfirmiert worden. Das ist 40 Jahre her. Trotzdem bewahre ich immer noch die wetterlichen Nebenumstände in meinem Gedächtnis. Denn als wir am Nachmittag den üblichen Spaziergang in den Sollenwald (bei Köslin) machten, da hing eine graue Wetterdecke über der gefrorenen Erde, blies eifrig der Wind von der 12 Kilometer entfernten See her, und — weiß der Himmel — einem fror unter dem runden, schwarzen Konfirmandenfilzhut, der für einen Kurzschädel berechnet war und darum an den Seiten Luftlöcher frei ließ!

Seitdem habe ich das pommersche Land in allen Schattierungen österlichen Frühlingserwachens erlebt, mal mit, mal ohne Grog... Freilich, um der Wahrheit die Ehre zu geben: nicht immer war das launische Wetter an allem schuld! Recht oft verschuldete auch der christliche Kalender mit seinem wandelbaren Ostertermin, daß... „Sie konnten zusammen nicht kommen“, Ostern und Frühling!

Aber welcher echte Wandersmann kümmert sich jemals um das Wetter! „Denn nicht!“ jagt er und — hat den Frühling im Herzen!

Und also beschließe ich, am Ostersonnabend ein Stück die Oder aufwärts zu fahren. Zwar ist es kühl, und während der Fahrt wird es noch kühler sein. Aber zunächst versuchen wir es mal in der Kajüte, und wenn erst etwas zu sehen ist, sichern wir uns ein warmes Plätzchen an Deck.

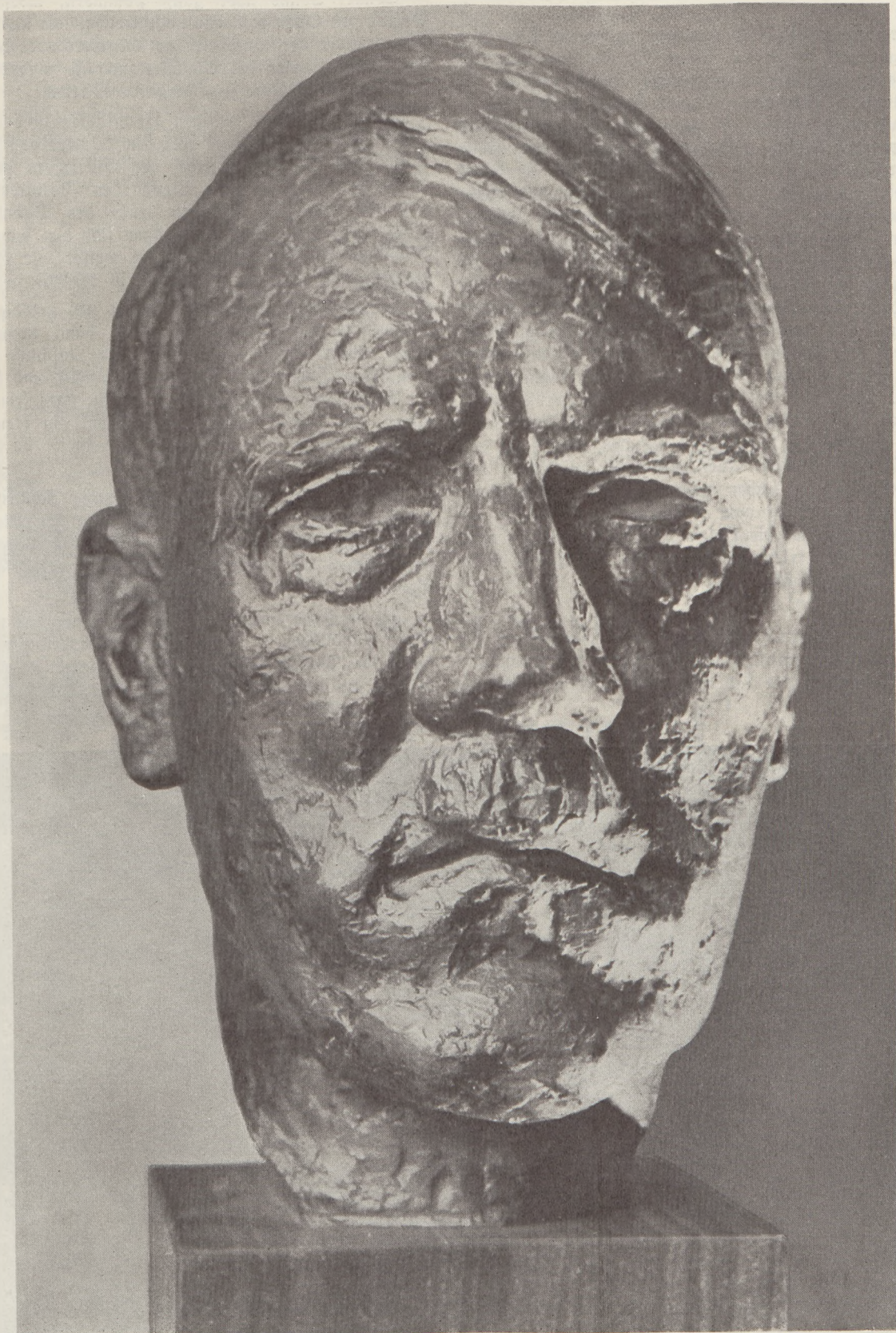
„In der Kajüte! Aber das ist doch nicht der Zweck!“ wird mancher sagen. „Aber bittet!“ antworte ich; „man muß doch auch die Menschen einer Landschaft studieren!“ Und unten ist es warm und voll.

Schon die alte Gemüsefrau mir gegenüber, aus Marwitz oder Nipperwiese, ist ein dankbares Objekt. Sie hat ein rundes runzliges Gesicht und ist im übrigen wohlproportioniert. In der rechten Hand hält sie eine Riesenstulle und in der linken eine Tasse mit Raffee, und ihre Haltung ist bei alledem die einer Hofdame. Sie kaut und trinkt mit der allerwohligen Behaglichkeit, und ich komme zu der Überzeugung, daß sie in dem Augenblick der glücklichste Mensch von der Welt ist. Und warum auch nicht! Sie hat gute Geschäfte in Stettin gemacht und nun ihrerseits eingekauft. Eine stattliche Tüte mit Ostereiern ist darunter, und das ist das Wichtigste. Denn am 1. Osterfeiertag wird sie mit ihren Enkeln zu den nahen Sonnenbergen gehen und die Ostereier und ein paar gefärbte Hühnereier den grasigen Hang herunterrollen lassen. Die Kinder werden sie greifen und suchen, und die Erde wird gesegnet sein für dieses Jahr. Denn das ist so Brauch im Odergebiet seit Alters her.

So denkt sie! Aber dabei wandern ihre Augen unablässig von rechts nach links, und sie nimmt zweifellos auch an der Unterhaltung der andern teil.

Zur Seite kichern und lachen einige junge Mädchen. Sie aber verzieht keine Miene in ihrem runzeligen Gesicht. Ist sie's zufrieden, über die Torheit der Jugend erhaben zu sein? In eine Ecke gedrückt, tuschelt ein Brautpaar. Wenn die Blicke meiner alten Freundin das Pärchen treffen, dann geht ein Schimmer lächelnden Wohlwollens über ihr Gesicht. Das gibt mir zu denken. Erinnerungen oder Befriedigung? Denn die drüben nähern sich offenbar dem sichern Hafen. Was ist das kichernde Jungvolk dagegen! So sitzt sie dazwischen, nach

Zum Geburtstag des Führers



Plastik von Walter Wadepuhl, Stettin

dorthin Hoheit, nach drüben Wohlwollen, und nur ich habe noch keinen Blick von ihr erhalten. Ich gehöre offenbar nicht in den Kreis ihres Interesses... Sitz wie der Fels im Meer, wie eine Königin an Haltung und Gebärde, der unsichtbare Mittelpunkt in dem kleinen Raum...

Das Bräutchen drüben scheint zu frieren. Der zukünftige deckt vorsorglich seinen Mantel über sie, vom Kopf bis zu den Füßen und schlüpft auch ein Stück mit darunter... Ich glaube, es wird doch Frühling...

Ganz unmerklich ist ein Sonnenstrahl durch eines der Fenster in die Kajüte geschlüpft. Ein Stück blauen Himmels wird sichtbar. Also hinauf! Wir haben die Stadt weit hinter uns gelassen. Links die Anhöhen von Greifenhagen. Rechts die weiten Wiesenflächen bis hinüber, wo der Zahdener Mühlenberg im Wolken Schatten düsterblau herübergrüßt. Ein eigenartig schöner Farbenreiz liegt über dem Ganzen. Immer blauer ist der Himmel geworden; blau spiegeln die Wasser das Bild kahler Weiden und Pappeln am Ufer wieder. Ein helles Braun überzieht die Wiesenbreiten, hier und da abgelöst durch weite Strecken, auf denen das Gras frühlinggrün sprießt. Man hat hier bis spät in den Herbst hinein noch das Vieh grasen lassen, und das so verbissene Gras treibt aus wie die junge Saat auf den Äckern an den Abhängen zur Panken. Aber auch sonst im Schutze des Hochwasserdammes lachen grüne Fleckchen im Sonnenlichte auf und reden vom Frühling, wie am Ufer die Weidenkätzchen und die Haseln im Walde. Und wo mich der Wind nicht trifft, da wärmt die Sonne, als wäre es um Wochen später...

*

Und ein andermal! — Groß und zwingend ist ob blauem Himmel, sprossendem Parkrasen der Großstadt und Büschen, an die sich erste grüne Spitzen hängen,

in mir die Sehnsucht aufgegangen nach dem Reiche der pommerischen Bergel! Und so wird sie denn beschlossen, die Osterfahrt auf den Pommerischen Landrücken. —

Sonne! Sonne über ganz Pommern; indessen der D-Zug gen Osten rast. Sie umschmeichelt die knospenden Höhenwälder der Buchheide am Odertalrande. Sie lockt die grünen Saaten bei Madüsee, und sie zaubert erstes Grün an die Büsche in Stargards Gärten.

Sonne über den welligen Hochflächen ostwärts der Stadt. Wie das schimmert über den Dächern von Freienwalde und auf dem Spiegel des Starißsees dahinter. Schaumkronen tragen die Wellen des Wothschwiensees ans leise umgrünte Ufer am Fuße des Bahndamms. Aber täuscht das Auge nicht, dann sind die Zeugen des Frühlings spärlicher geworden, je weiter wir ostwärts kommen, und nur die Ostersonne ist dieselbe geblieben.

Sonne überm Hainholz bei Rabes und um die graue Ritterburg von Schivelbein. Aber dann kommt die große Überraschung! Sie kommt im Anschluß an die langsamere Fahrt über Polzin und Bublitz und hinüber ins Grabowtal; denn plötzlich ist es da, ganz fern, dann näher, am Hange flacher Hügelwellen: ein blendendes weißes Leuchten! „Mein Gott“, sagt einer, „da liegt ja noch Schnee!“

Wahrhaftig! Schnee! Und in weiten Flächen. Und daneben grünt junge Saat, und darüber schmettern die Lerchen ihre Osterlieder. Wir sind auf dem Landrücken und erleben den Osterfrühling hier — vielleicht am schönsten!

Ja, herrliche Sonnentage im Pollnower Tal und auf seinen Randhöhen. — Am Hange der Warbelower Berge weckt die Wärme fast sommerlichen Harzduft, während drüben an den Flanken des Heiligen Berges weiße



Ein Ostersträußchen für die Mutter

Fot. Vogt

Vinnen ausgebreitet scheinen. Man könnte Ski drauf laufen; so ausgedehnt sind sie. Im Mühlbachtal nach Groß Reetz zu murmeln die Bäche und Quellen, von den Schneewässern geschwellt, während sich zur Seite am Wege tausend tiefblaue Blüten des Leberblümchens im Sonnenschein wiegen. Brausend schießen die Wasser der Reetzer Walkmühle über das altersschwarze Rad zur Seite, und die Frau Müllerin hat uns im niedrigen Gastraum einen Osterkuchen aufgebaut...

Das ist Heimat=Osterkuchen, wie man ihn nirgends so backen kann. Das ist Tradition aus Mehl und Fett und Eiern und Rosinen, und höchstens Tante Anna in Pollnow... Tante Anna...

*

„Tante Anna.“ — Himmelsgewitter, wer schreit denn da? Und wo bin ich denn?

Vor mir eine vollschlanke Gestalt, ein runzliges Gesicht, ein halbes Dutzend Körbe. Und drüben an Land schreit...



Der erste Preis unseres Winter-Preisausschreibens:

GERTRUD WEIDMANN:

Der Franzos'...

Daß mein Elternhaus schon äußerlich etwas Besonderes war, machte mich bereits als Kind außerordentlich stolz darauf: das im übrigen recht nüchterne, weitläufige Gebäude aus rotem Backstein hatte nämlich einen „Anbau“, einen zum Hauptbau querstehenden Flügel, der sehr erheblich älter war als dieser und das ursprüngliche Wohnhaus darstellte. Ein großer Garten mit altem, schönem Baumbestand endete in einer busch- und baumbewachsenen Terrasse, die zum „Wurmgraben“ abfiel, einem tiefen und breiten Abzugsgewässer des zwischen Hohenkrug, Karolinenhorst und Friedrichswalde gelegenen „Großen Gelüchs“. Zur Zeit des friderizianischen Siedlungswerkes angelegt, führt er die Gewässer des „Großen Gelüchs“ dem Mühlsee zu. Das „alte“ Haus mag ein halbes Jahrhundert später erbaut worden sein; denn um diese Zeit herum ist die „Torffaktorei“ dort eingerichtet worden, der von Staats wegen die Ausbeutung des großen Moores oblag und deren Verwaltung um die Jahrhundertwende meines Vaters Amt war.

Aber weit interessanter als die romantische Lage war mir das Gerücht, das sich um den „Anbau“ spann. Ich hörte es zuerst von den Mädchen in der Küche, die ich eines Abends belauschte, als sie sich halblaut darüber unterhielten.

Der Dampfer! Wir liegen still! War ich nicht vorher? Ja, an Deck! Und dann bin ich der Kälte wegen in die Kajüte gegangen und habe Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Und dann bin ich wohl in all der Molligkeit eingeschlafen und habe geträumt. Geträumt von der vorjährigen Osterreise...

Ja, so ist es, und jetzt bin ich in Siddichow und muß aussteigen.

Der Himmel ist trüber geworden, und einige schwere Regentropfen schlagen uns ins Gesicht, während wir uns über die Stellung ans Vordach hinüberdrängen. Ganz zufällig und plötzlich habe ich die Alte aus der Kajüte neben mir. Ich fühle, wie sie mich mustert von unten auf, Stiefel, Strümpfe, Kniehosen, jetzt meinen eichenen Wanderknüppel — jetzt ist sie beim Gesicht angelangt, und jetzt ein freundliches Lächeln; die verwitterten Lippen öffnen sich. Also doch, sie nimmt Notiz von mir... Ich werfe mich ein wenig in die Brust und dann höre ich eine tiefe wohlklingende Stimme: „Na, Herr, sie wille wol Schwien köpen...?“

„Der Franzos“ is all wedder dor“, sagte Emma. „Hannlowij“ hett’ em sehn.“ Hannlowij war ein Dorf-unkum, ein armes Weib, dem sich einst in jungen Jahren, als der Piefste es ins Unglück gebracht, der Verstand verwirrt hatte. Seither war sie dem Spott der Dorfjugend ein willkommenes Ziel. Jedes Kind kannte sie. Wenn sie die Straße entlangwankte, schmutzig, abgerissen, wirren Haares, ein Tracht Pseholz auf dem Rücken, sang sie mißtönig, aber laut schallend, vor sich hin: „Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!“ Für mich hatte das zur Folge, daß sich mir lange Zeit mit der Vorstellung der Reichshauptstadt die von Hannlowij verband! Die Leute behaupteten, Hannlowij könne mehr sehen als andere; und so sehr sie das arme Weib sonst mißachteten, diese Gabe glaubten sie ihr. „Hannlowij“ hett’ em sehn! — dann stimmte es. „Warrafftig?“ fragte Auguste. „Hu, mi grugelt. Ich geh hüt abend nich mehr in’n Keller nah Tüsten!“ Wollüstig schüttelte sie sich.

Was war im Keller? Das mußte ich wissen. Auf mein Fragen wollten sie erst nicht mit der Sprache heraus. Mein Vater hätte strengstens verboten, uns Kinder mit „solchem Unsinn“ graulich zu machen. Aber ich bat und bettelte und versprach, nichts zu verraten, wie sehr es mich auch erschrecken würde. Da erzählten sie mir

denn mit raunender Stimme, daß es unten im Anbau spuke: da gehe „der Franzos“ um, ein Gespenst ohne Kopf. Er sei zwar nur selten zu sehen — aber immerhin, er gehe um.

Es rieselte mir kalt über den Rücken. Ein Gespenst in unserm Hause, noch dazu im Anbau, wo gerade die Schlafzimmer lagen! Ich nahm mich allerdings mächtig zusammen, versprach auch nochmals, nichts merken zu lassen von dem, was ich erfahren hatte. Aber von der Zeit an war es jedesmal ein Leidensweg, wenn ich in den Keller geschickt wurde, um irgend etwas heraufzuholen. Und das geschah oft; denn in den hohen, lustigen Gewölben wurde sämtliches Eingemachte, das eigengebackene Brot, das eingepökelte Fleisch, die gedörrten Birnen und Pflaumen, die auf Vorrat gekochten Speisen aufbewahrt. Sobald ich die Kellertür öffnete, lief mir ein Schauer über. Ich hatte früher nie bemerkt, wie meine eiligen Tritte auf dem Backsteinfußboden hallten! Und es war mir niemals aufgefallen, daß der unter dem Anbau gelegene Teil des Kellers durch eine besondere Tür mit Vorlegeschloß versichert war. Warum nur? Eigentlich war ja die Tatsache, daß dort der Weinschrank stand, eine ausreichende Erklärung — aber das fiel mir damals nicht ein. Noch heute spüre ich das Herzbeklemmende jener Kelleratmosphäre, atme ich das seltsame Gemisch der Gerüche von Kartoffeln, frischem Brot, Pökelfleisch und Holzkohlen, die neben dem Backofen lagen. Noch heute höre ich mich laut mit dem Schlüsselbund rasseln, sehe mich den Schlüssel aus dem Schloß reißen, zurücklaufen, so rasch ich kann, und die Treppe hinauffürmen, immer mit dem Gefühl, als ob mich noch zuguterletzt eine Hand packen und zurückreißen könnte! Erst wenn sich die Kellertür hinter mir geschlossen hatte, fand ich meine äußere Würde wieder.

Das blieb so und blieb mein Geheimnis, bis ich anfang, mich für die geschichtliche Vergangenheit meiner Heimat zu interessieren. Da war ich schon ein verständiges Menschenkind.

„Vater, warum heißt der feste Damm, der ins Moor führt, der Römerdamm?“ Da begann mein Vater, mir die Geschichte der Heimat auszudeuten, und dabei kamen wir auch auf die Entstehungszeit unseres Hauses. Nun erfuhr ich, daß man beim Bau des neuen Hauses unter dem Fundament des alten ein Skelett gefunden habe, das als dasjenige eines Franzosen festgestellt worden sei und sicherlich aus der Zeit der Freiheitskriege herühre. Vielleicht sei der Mann damals erschlagen und verscharrt worden. „Törichte Leute glauben nun natürlich an Spuk“, setzte mein Vater hinzu; „aber du wirst solchen Unsinn nicht mitmachen.“

Wenn er gewußt hätte, was ich um „den Franzos“ schon hatte ausstehen müssen!

Seine Erklärung war auch keineswegs geeignet, mich zu beruhigen, bewirkte vielmehr eher das Gegenteil. War mir nämlich vorher in mutigen Stunden zuweilen ein tröstlicher Zweifel an der Wahrheit des Dorfgeredes gekommen, so besaß ich nunmehr die drückende Gewißheit, daß dem Gerücht eine Tatsache zugrunde lag: die Tatsache, daß in unserm Hause das Skelett eines Franzosen gefunden worden war. Er war also wirklich vorhanden, es gab ihn, er war da. Wer wollte beweisen, daß er nicht noch heute umging?

Mehr als je fürchtete ich mich. O diese finsternen Räume, diese dunklen Treppen des großen Hauses! Dieser matte Schein aus verglasten Laternen! Dieses flackernde Kerzenlicht, das unheimliche Schatten auf



„Hannlowi!“ Zeichnungen: Erich Schulze

Wände und in Winkel warf! Überall schien es zu lauern und zu huschen.

Es gehörte zu meinen Obliegenheiten, jeden Abend vor dem Zubettgehen im Schlafzimmer das offene Fenster zu schließen und die Läden von innen vorzulegen. Niemand ahnte, was mich der Weg durch das dunkle Zimmer bis zum Fenster jedesmal kostete! Ich schlich behutsam hin, packte den Fensterflügel und preßte ihn mit aller Gewalt zu, so, als stemme sich von außen jemand dagegen. Dann atmete ich erlöst auf. Unter diesem Fenster nämlich lag, rebenumrankt und spinnwebübersponnen, das Fensterchen des Weinkellers in dem unheimlichen Anbau, wo einst der schreckliche Fund gemacht worden war. Ich entsinne mich genau, daß ich Jahr und Tag diesen Teil des Gartens, selbst im hellen Sommer, gemieden habe.

Wenn ich im Bett lag und dem Rauschen des Windes in den mächtigen Birken lauschte, die sich zu beiden Seiten des „Wurmgrabens“ über das Wasser neigten, dann klang es mir wie leises Schleichen im Hause. Klopfen und scharrten in Sturmnächten die Zweige des großen alten Aushaumes an die Hauswand, so glaubte ich tappende schlürfende Schritte zu hören. Ich kroch unters Deckbett und wagte kaum zu atmen. Alles, was ich je an Gruseligem vernommen hatte, gewann Gestalt und stand um mich her.

Rosa, das eine unserer damaligen Hausmädchen, hatte es sich scheinbar zur Aufgabe gemacht, mit derartigen Geschichten mein ängstliches Gemüt reichlich zu versorgen. Sie war eine romantische Seele und sang Pieder mit gefühlvoll schleifenden Melodien, die sich mir tief einprägten und die ich später niemals wieder gehört habe. „In des Gartens dunkler Laube — saß am Abend Hand in Hand — Ritter Ewald neben Minna — an

die Teure festgebannt“, war eins ihrer Lieblingslieder. Besonders bevorzugte sie aber solche, in denen von Edelmüt triefende reiche Herren oder kühne Räuber vorkamen. Dann blieb kein Auge trocken, am wenigsten das ihre; denn sie pflegte bei solchen Ergüssen herzbrechend zu weinen. Wahrscheinlich machten sie darum so nachhaltigen Eindruck auf mich.

Rosa vertraute ich auch an, was ich nun über den „Franzof“ erfahren hatte. „Glaubst du, daß es wirklich Unsinn ist?“ fragte ich sie aufs Gewissen. Einen Augenblick dachte sie ernsthaft nach, dann schüttelte sie den Kopf. „Bestimmt nicht“, sagte sie, „der geht noch um! Wenn das so trappst und rumort unten in’n Keller, das is er! Bloß — das soll keiner wissen, darum sagen sie, es is Unsinn. Ich weiß, was ich weiß!“

Wenn sie mich doch lieber getröstet hätte! Aber es schien ihr Spaß zu machen, mich mit dem „Franzof“ zu necken; denn in der Zukunft brachte sie häufig die Rede auf ihn, auch wenn ich solchen Gesprächen gern ausgewichen wäre. Meine Eltern sahen es gar nicht gern, wenn ich mit Rosa zusammensteckte. Ich hörte meinen Vater einmal zur Mutter sagen, das Mädchen sei ein großer Luftikus und bringe mir nichts Gutes bei; neuerdings scheine sie es mit dem Tunichtgut, dem Emil vom Gastwirt, zu halten, mit dem er sie im Dunkeln am Gartentor erpapt habe.

Das zeigte mir Rosa in einer neuen, interessanten Beleuchtung. Ich beschloß, ihr nichts davon zu erzählen, um sie vielleicht auch einmal mit Emil ertappen zu können, vielleicht „in des Gartens dunkler Laube“. Aber die Zeit ging hin, und so sehr ich Rosa auch beschlich, nichts ereignete sich. Sie schien von keinem Emil zu wissen.

Dagegen erzählte sie mir eines Tages, sie glaube, der „Franzof“ sei wieder da. Sie habe gestern Abend vor dem Schlafengehen unten im Keller etwas gehört, und danach sei es ihr gewesen, als husche eine Gestalt am Hause entlang! „Vielleicht kommt er heut wieder und du kannst ihn auch mal sehen, wenn du Lust hast“, meinte sie wohlwollend.

Schauernd wehrte ich ab. Wer hätte wohl ein Gespenst sehen wollen!

„Na ja“, meinte sie darauf, „man kann ja auch nicht wissen, ob er einem nich den Hals umdreht. Is schon besser, man kriecht unters Deckbett.“

Das tat ich denn den nächsten Abend auch, dabei angestrengt nach unten lauschend. Allein ich hörte nichts.

„Sonderbar!“ sagte am andern Morgen beim Frühstück mein Vater. „Ich habe im Garten Fußstapfen gefunden, die quer über die Beete gehen. Da muß jemand über den Zaun gestiegen sein. Wenn ich den Kerl erwische —!“

„Sonderbar“, dachte ich auch. „Sollte der Franzof“ Rosen abknicken?“

Vieles hatte ich ihm ja in kindlicher Einbildung zugetraut. Wenn uraltes Brauchtum verlangte, daß in den „Zwölf Nächten“ keine Wäsche auf der Leine hängen durfte; wenn zur Walpurgisnacht die Stall- und Scheunentore mit dem heiligen Wodanszeichen versehen wurden; wenn an Baum und Strauch im Garten die letzte Frucht hängen bleiben mußte: so brachte ich das alles mit unserm Hausgespenst in Verbindung. Aber daß es gerade meines Vaters Lieblingsrose knicken sollte, konnte ich mir nicht recht denken.

Das Rätsel sollte sich indessen bald lösen.

Es war an einem der folgenden Abende. Wir Kinder lagen schon im Bett, die Mutter saß nebenan im Wohnzimmer; der Vater war noch einmal hinübergegangen in sein Amtszimmer, so meinte ich. Da horch! War das nicht wie leises Schleichen unter dem Fenster? Klang es nicht wie Scharren an der Hauswand? Und jetzt — klirrte es nicht sachte, wie wenn Glas zerpränge? Ram — er, der Franzof?

Atemlose Stille folgte. Und dann, plötzlich, ein Kreischen, dumpfe Tritte, ein Klatschen wie von Schlägen, ein Poltern —

Gleich darauf hörte ich im Wohnzimmer, durch die angelehnte Tür deutlich vernehmbar, meines Vaters verhaltene Stimme zornig sagen:

„Da haben wir’s! Es ist, wie ich dachte! Der Kerl, der Emil, und die Rosa! Seine Prügel hat er weg. Und jetzt kommt sie an die Reihe!“ —

Was war denn nur los? Ich stand lauschend an der Türspalte. In der Küche saß Rosa am Tisch, die Arme aufgestützt und laut heulend:

„Ich wollt’ ja nich! Ich wollt’ ja ganz gewiß nich! Aber er hat nich nachgelassen — und gedroht hat er, er will mich umbringen! Und da — da — hab ich ihm den Schlüssel gegeben!“

„Schlüssel?“ fragten meine Eltern zu gleicher Zeit, „welchen Schlüssel?“

Sie heulte jämmerlich: „Zum — zum — Weinschrank —“

Die Eltern sahen sich an: „Weinschrank? Was denn — —? Wollte er denn —? Ah, ein Einbruch also! Vielleicht durchs Kellerfenster?“

Schluchzend nickte sie: „Er hat ja schon die Scheibe eingedrückt!“ —

In diesem Augenblick erhielt nicht nur mein Glaube an den Franzof einen gewaltigen Stoß; auch das Bild Rosas trübte sich dunkel. Ihre Räuberlieder konnten mich wohl betören, aber den Angriff auf meines Vaters Weinkeller vermochte ich ihr nicht zu vergeben. Sie verschwand aus meinem Leben wie „der Franzof“.

Ich aber tat den ersten Schritt aus meinem romantischen Kinderlande ins Menschenland der Erkenntnis.

Unser Winterpreisausschreiben!

Wir freuen uns über die rege Beteiligung an unserem Winterpreisausschreiben und sagen allen Einsendern unseren besten Dank. Bei der Preisverteilung konnte leider nur ein kleiner Teil berücksichtigt werden, etwa 40 Beiträge mußten wir zurückstellen. Die mit Preisen ausgezeichneten Arbeiten werden wir laufend veröffentlichen.

Preisträger wurden:

Für Erzählungen und Novellen: 1. Gertrud Weidmann, Stettin; 2. Artur Wegner, Finkenwalde; 3. Eberhard Klaat, Greifswald; 4.—10. Else Zacharias, Tribsees; Max Ramm, Altstadt bei Kolberg; Marianne Winner-Lüdecke, Finkenwalde; Erna Lange, Kolberg; Fritz Dittmer, Stettin; Margarete Streichert, Finkenwalde; Hermann Kühmann, Parchitz/Rügen.
Für Anekdoten: 1.—3. E. Dudy, Cammin; E. Nebe, Bärwalde; F. W. Papenfuß, Pustamin. 4.—6. Siegfried Ranitzsch, Stolp; Heinrich Beckmann, Stettin; Marga Reise, Stolp.

Reichsbahn und Wirtschaft in Pommern

Die Jahrhundertfeier der deutschen Eisenbahnen im Jahre 1935 gründet sich auf die Eröffnung der ersten deutschen Bahn von Nürnberg nach Fürth am 7. Dezember 1835. Der erste Spatenstich zu der Berlin-Stettiner Eisenbahn, der fünften im preussischen Staate, wurde zwar erst am 3. August 1840 bei Neustadt (jetzt Eberswalde) getan, und die ganze Strecke wurde erst am 15. August 1843 eröffnet; doch liegt die Geschichte dieser ersten Eisenbahn in Pommern gerade in diesen Tagen ebenfalls 100 Jahre zurück. Die Akten des Staatsarchivs in Stettin enthalten nämlich ein Schreiben des Schriftleiters der Börsennachrichten der Ostsee, A. Altvater, vom 24. März 1835 an die Vorsteher der Stettiner Kaufmannschaft, in dem zum erstenmal der Bau einer Eisenbahn von Stettin nach Berlin behandelt wird. Diese erste nachweisbare Anregung führte zur Ernennung eines Ausschusses, der in Zusammenarbeit mit der Berliner Kaufmannschaft bereits am 14. Mai 1835 zur Bildung des „Berlin-Stettiner Eisenbahn-Comités“ führte. An dessen Spitze trat wenige Zeit später der Stettiner Oberbürgermeister Masche, dessen Verdienste allein um die Berlin-Stettiner Eisenbahn es rechtfertigen dürften, daß sein Name — etwa in Form einer Straßenbenennung — dauernd lebendig bleibt.

Die Erinnerung an diese Ereignisse, die erst den gewaltigen Aufstieg der pommerschen Wirtschaft einleiteten, und das 40 jährige Bestehen der Eisenbahndirektion Stettin am 1. April d. J. rechtfertigen einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung und die Aufgaben der Eisenbahnen Pommerns im Laufe von fast 100 Jahren.

In einem „Prospektus“ aus dem Jahre 1839, das die ungenügende Aktienzeichnung verbessern sollte, wird die Bedeutung der Bahn dargetan:

„Für die Wichtigkeit dieses Unternehmens spricht folgendes: Die Bahn, 18½ Meilen lang, beginnt unmittelbar am Oder-Ufer in Stettin, führt bis zum Thore Berlins, und verbindet so die reiche, industriell- und kommerziell-wichtige Residenz mit dem ersten Handelshafen des Landes. — Ihre Endpunkte Berlin und Stettin enthalten 300 000 Bewohner. — Sie durchschneidet und nähert Gewerbe- und Ackerreiche Provinzen, darunter das für die Consumtion Berlins (an Schlachtvieh, Getreide etc.) wichtige Pommern, und verspricht, überall und auf ihren fünf Zwischenstationen (die bedeutendsten bei den Städten Angermünde und Neustadt), einen segensreichen Verkehr zu vermitteln. Der von den Bewohnern Prenzlows und der Uckermark eifrigst angeregte, und durch bedeutende Geldmittel unterstützte Anschluß Prenzlows würde derselben noch eine sehr namhafte Frequenz aus dieser reichen Provinz, aus Vorpommern und Mecklenburg zuführen.“

Durch die Berlin-Sächsishe Eisenbahn führt sie von der Ostsee aus zum Mittelpunkt Deutschlands, und so wird sie eine Haupthandelsstraße.“

So treffend hiermit die Förderer der Eisenbahnen in bewunderungswürdigem Weitblick einige wichtige Aufgaben der Bahn voraussehen und auch an einem schnellen Ausbau des Bahnnetzes glaubten, wie die bald folgende Vorbereitung für den Bau der Stettin-

Stargarder Strecke beweist, so übertrifft doch die Entwicklung der Bahnen in den 100 Jahren auch gerade in Pommern gewiß die kühnsten Vorstellungen der damaligen Zeit, in der erst geringe Erfahrungen über das Eisenbahnwesen vorlagen.

Von der ersten Verwaltungsstelle, von der mit unendlichen Mühen um die Anerkennung und Finanzierung ihres Vorhabens kämpfenden Berlin-Stettiner Eisenbahn-Gesellschaft über den dreimaligen Wechsel zwischen Rgl. Eisenbahndirektionen und Betriebsämtern bis zu der heutigen, seit der Neuordnung des preussischen Eisenbahnwesens im Jahre 1895 bestehenden Eisenbahndirektion in Stettin, der jetzigen Reichsbahndirektion, war ein weiter Weg. Statt der 14 Lokomotiven und 198 Wagen auf der 135 Kilometer langen Stammbahn Stettin—Berlin im Jahre 1844 sind heute im Jahresdurchschnitt nahezu 700 Lokomotiven und Triebwagen und 3500 Personen-, Gepäck- und Güterwagen auf den rund 3000 Kilometer Strecken der Reichsbahndirektion Stettin beheimatet. Ihrer Aufsicht unterstehen außerdem 2100 Kilometer Privat- und Kleinbahnstrecken. Das Verkehrsgebiet der Reichsbahndirektion, das sich von der polnischen Grenze im Osten bis kurz vor Klostock im Westen und von Sahnitz Hafen bis vor die Tore von Berlin und Frankfurt (Oder) erstreckt, wurde zuletzt bei der Aufteilung des Direktionsbezirks Danzig und der Verlegung der Eisenbahndirektion Bromberg im Jahre 1918 um 800 Kilometer vergrößert. Heute sind etwa 16 400 Beamte und Arbeiter zur Erfüllung der Aufgaben im Personen- und Güterverkehr eingesetzt.

Im Reichsbahndirektionsbezirk Stettin ist nicht nur die Linienführung der Strecken, sondern vor allem auch die Vorhaltung der Betriebsmittel von jeher in besonderem Maße durch die dem Charakter der Landschaft angepasste Wirtschaft und Industrie bestimmt worden. Da das Verkehrsgebiet, abgesehen von den größeren industriellen Betrieben in und um Stettin und Eberswalde, fast ausschließlich landschaftliche Betriebe aufweist und da demzufolge die Bevölkerungsdichte noch nicht die Hälfte des Reichsdurchschnitts beträgt, ist es notwendig geworden, im Laufe der Jahre 1800 Kilometer Nebenbahnstrecken, das sind nahezu 8 Prozent derer des gesamten Reichsbahngebiets, zu erbauen und trotz der meist erforderlichen Zuschüsse im allgemeinen Staats- und Wirtschaftsinteresse zu betreiben.

Im Personenverkehr liegt der Reichsbahndirektion Stettin außer den allgemeinen Maßnahmen zur Verbesserung des Fahrplans, Beschleunigung und Vermehrung der Reisezüge, Verbesserung des Wagenmaterials usw. als besondere Pflicht die Betreuung des Verkehrs mit den Ostseebädern ob, von denen allein 53 in ihrem Bezirk liegen. Die seit der Wirtschaftskrise wieder beständige Steigerung des Bäderverkehrs, der einer großen Zahl von Volksgenossen Erwerbsquelle ist, ist im wesentlichen den ermäßigten Fahrpreisen des Ostseebädertarifs, der Sommerurlaubskarten und der zahlreichen Sonderzüge zu danken. In dem für die Ostseebäder geschaffenen, im Vorjahre neu herausgegebenen Ostseebädertarif, der bekanntlich bei durchgehender Abfertigung die Reise in die Bäder wahlweise auf der Eisenbahn oder auf dem Wasserwege ermöglicht und als Zubringerstrecken auch Kraftpostlinien der Deutschen

Reichspost einschließt, sind in den letzten Jahren eine Reihe neuer Verbindungen, die gestaffelte Fahrpreisermäßigung für Urlaubskarten und die Fahrpreisermäßigung für kinderreiche Familien aufgenommen worden. Auch der in absehbarer Zeit bevorstehende Einsatz des Schnelltriebwagens auf der Berlin-Stettiner Strecke wird den Bädern Vorteile bringen, wie es bereits bei einigen örtlichen Kraftwagenlinien geschehen ist.

Im Güterverkehr fallen der Reichsbahndirektion als besondere Aufgaben die Sorge für eine schnelle und zuverlässige Beförderung der Erzeugnisse der Land-

durch die mit den vielseitigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der nationalsozialistischen Regierung erreichten anhaltenden Verkehrsbelebungen ermöglicht worden. So konnten die mit der Einführung des Sommerfahrplans 1934 neu geschaffenen, wesentlich beschleunigten Ferngüterverbindungen das ganze Jahr hindurch aufrecht erhalten werden. Wie bei den Personenzügen wurde auch bei den Güterzügen die Durchschnittsgeschwindigkeit überall erhöht.

Bei dem verzweigten Schienennetz der Klein- und Nebenbahnen im Bezirk sind der Einrichtung von Überlandkraftverkehren für die Güterbeförderung gewisse



Stettin um 1850

wirtschaft und die Herstellung guter Verbindungen nach und von den Häfen, namentlich Stettin, zu.

Bei der Beförderung der Massengüter der Landwirtschaft, dem Kartoffel-, Getreide-, Düngemittel- und Rübenverkehr, gilt es in der Hauptsache, den erforderlichen Wagenpark stets rechtzeitig zur Verfügung zu halten. Es sind daher zum Frühjahr- und Herbstverkehr umfassende Maßnahmen zum beschleunigten Wagenumlauf zu treffen. Der Rübenverkehr z. B. wird zur Sicherstellung einer der Leistungsfähigkeit der Zuckerfabriken angepaßten Zufuhr durch besondere Verladepläne geregelt. In ähnlicher Weise werden mit den Kartoffelflocken- und Stärkefabriken Vereinbarungen wegen der Kartoffelzufuhr getroffen. Für den Tiertransport verkehren an den Tagen vor den Berliner Schlachthöfenmärkten aus der Provinz Pommern nach Berlin besondere Viehzüge, die so gelegt sind, daß das bis zu den Abendstunden aufgelieferte Vieh am nächsten Morgen die Berliner Viehhöfe erreicht. In ähnlicher Weise ist der Milchverkehr geregelt.

Die in der letzten Zeit durchgeführten allgemeinen Verbesserungen im Güterverkehr sind hauptsächlich

Grenzen gezogen. Immerhin betreibt die Reichsbahndirektion Stettin bisher sechs derartige Linien, die von Lauenburg, Rügenwalde, Demmin, Ribnitz und Vubitz ausgehen. Hiervon dienen drei Linien hauptsächlich dem Milchzubringerverkehr nach Molkereien. Neben den Überlandkraftlinien bestehen folgende Kraftwagenverkehre: Kolberg—Belgard, Kolberg—Röslin, Ribnitz—Rostock, Angermünde—Schwedt (Oder), Neustrelitz—Gransee, Stralsund—Sohnitz, Templin—Fürstenberg, Templin—Löwenberg und Stralsund—Barth, die neben der Beschleunigung der Güterbeförderung eine Entlastung der Personenzüge bezwecken und dadurch den Einsatz von Triebwagen bereits ermöglicht haben und in weiterem Ausmaß noch ermöglichen werden. Die Einrichtung weiterer Güterkraftlinien wird vorbereitet.

Die Fortschritte in der Güterbeförderung kommen in hervorragendem Maße auch der Verkehrsbedienungen der Häfen des Bezirks zugute. Neben einer größeren Zahl von Häfen mit örtlicher Bedeutung sind es hauptsächlich die Häfen von Stettin, Stralsund, Kolberg und Stolpmünde, die der Reichsbahn besondere Aufgaben stellen. Sie sind sämtlich an die Reichsbahn angeschlossen

und mit neuzeitlichen Einrichtungen für den Umschlag zwischen Bahn und Schiff versehen. Während Stralsund, Kolberg und Stolpmünde mehr oder weniger dem Versand und Empfang ihres Hinterlandes, namentlich dem Getreideumschlag dienen, ist der Hafen Stettin dank seiner günstigen Lage ein wichtiger Ein- und Ausfuhrplatz für den deutschen Gesamthandel, und zwar sowohl im Verkehr zwischen Bahn und Seeschiff als auch zwischen See- und Binnenschifffahrt. Der seit dem neuen Wirtschaftsaufschwung in gesteigertem Maße geförderte Ausbau der Hafenanlagen und der Umschlagseinrichtungen, die in dem neuen Großgetreidespeicher in Stettin besonders in Erscheinung tritt, geht mit den von der Reichsbahn zur reibungslosen Abwicklung des Verkehrs getroffenen Maßnahmen Hand in Hand. Die weitestgehende Berücksichtigung des Stettiner Hafens findet außer in den Fahrplänen ihren deutlichsten Ausdruck in der Tarifgestaltung. So große Bedeutung die Frachtermäßigungen in den Regel- und Ausnahmetarifen für die Landwirtschaft und die Industrie des Bezirks haben — hierbei sei auch an die aus den Mitteln der Osthilfe gewährten Frachterstattungen erinnert —, noch bedeutender wirkt sich die Gestaltung der Seehafen-, Durchfuhr- und Auslandstarife auf den Seehafenverkehr aus. Ganz besonders ist die Reichsbahn bestrebt, mit allen Mitteln zur Abwehr des Wettbewerbs ausländischer Häfen beizutragen. Es würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen, die große Zahl der tariflichen Maßnahmen einzeln aufzuführen.

Zu den Besonderheiten des Bezirks zählen die Eisenbahnfähren Swinemünde—Ostswine, Stralsund—Altefähr und Saknitz Hafen—Trälleborg. Die wichtigste unter ihnen ist der letztgenannte mit den schwedischen Staatseisenbahnen seit 1909 gemeinschaftlich be-

triebene Hochseefährschiffdienst, der wegen des durch ihn bedienten Personen- und Güterverkehrs zwischen Deutschland und den nordischen Ländern und wegen des internationalen Durchfuhrverkehrs, namentlich von frost- und hitzeempfindlichen Gütern, immer steigende Bedeutung gewonnen hat. Der Rügendam, mit dem unter den zahlreichen Maßnahmen der Reichsbahndirektion Stettin zur Arbeitsbeschaffung an Ausmaß nur die Umgestaltung der Stettiner Bahnanlagen etwa verglichen werden kann, wird nach seiner Vollendung im nächsten Jahre neben dem großen Nutzen für die Rügenschcn Bäder auch für den deutsch-nordischen Personen- und Güterverkehr deshalb von hervorragender Bedeutung sein, weil die Reisezeit der Schwedenzüge durch ihn fast eine Stunde gekürzt sein wird; im Güterverkehr ist die Beschleunigung wesentlich größer.

Durch das Fehlen reicher Bodenschätze, großer Industriebetriebe und infolge der geringen Bevölkerungsdichte reicht der Verkehr des Stettiner Bezirks trotz seiner großen Streckenlänge und seiner weiten räumlichen Ausdehnung nicht an den gleich großen Bezirke heran. Aber die auch in unserem Bezirk überall eingetretene Verkehrsbelebung, der große Anteil des Bezirks an den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, mit denen die Reichsbahn in enger Verbundenheit mit der Reichsregierung den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit führt, und die Hilfe an dem bei der großen Beteiligung der Landwirtschaft in unserm Bezirk besonders umfangreichen Winterhilfswerk, deren Liebesgaben die Reichsbahn bekanntlich frachtfrei befördert, geben allen Eisenbahnern des Direktionsbezirks Stettin das stolze Bewußtsein, in treuer Pflichterfüllung zu ihrem Teil zum weiteren Aufstieg der deutschen Wirtschaft und zur Erstarkung unseres Vaterlandes beizutragen.



Knospende Bäume an einem kleinen pommerischen Fluß

Fot. Vogt



HEINRICH GEYER:

Der Kraftpostverkehr in Pommern

Die Personenbeförderung hat von jeher zu den Aufgaben der Deutschen Reichspost gehört. Lange bevor überhaupt an Eisenbahnen gedacht wurde, beherrschte die Postkutsche die Straße. Wenn auch in Pommern die Entwicklung nur langsam vor sich ging, weil die künstlichen Straßen aus Mangel an geeignetem Steinmaterial seltener waren als in anderen dichter besiedelten und von der Natur mehr begünstigten Gebieten, so durchzogen doch Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine ganze Reihe wichtiger Postkurse das Land von Westen nach Osten und Süden nach Norden. Wie sich aus alten Urkunden feststellen läßt, war bereits damals der Reiseverkehr besonders in Richtung Berlin ganz bedeutend. Sehr oft reichten die regelmäßigen Verkehrsmittel nicht aus; bis zu 15 Extraposten mußten eingesetzt werden, um 100 und mehr Fahrgäste zu befördern. Es war die goldene, romantische Zeit des Postthorns.

Mit dem Bau der Eisenbahnen verlor die Personenbeförderung der Post zwar an Bedeutung; es gab aber nie eine Zeit, in der die Post keine Personen befördert hat. Die Richtung der Eisenbahnlinien war durch die Hauptpostkurse vorgezeichnet. An den Poststraßen lagen auch die bedeutendsten Verkehrspunkte. Nur langsam schritt der Bahnbau in Pommern vorwärts. 1846 wurde die Strecke Stettin—Stargard in Betrieb genommen, aber erst 1859 konnte die Linie nach Hinterpommern über Stolz weitergeführt werden. Die Eisenbahn als das schnellere Verkehrsmittel hat zwar im Laufe der Zeit die geruhlsame Postkutsche von den Hauptstrecken verdrängt. Dafür mußten aber im

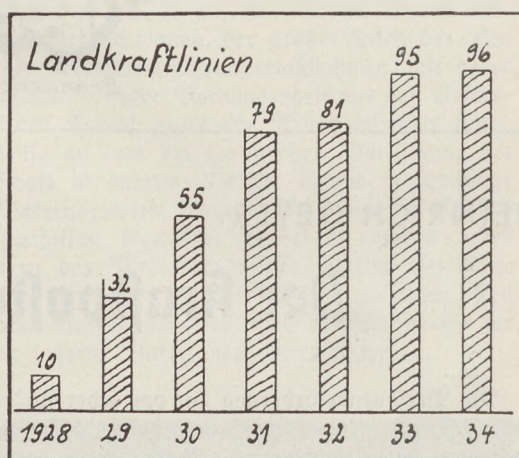
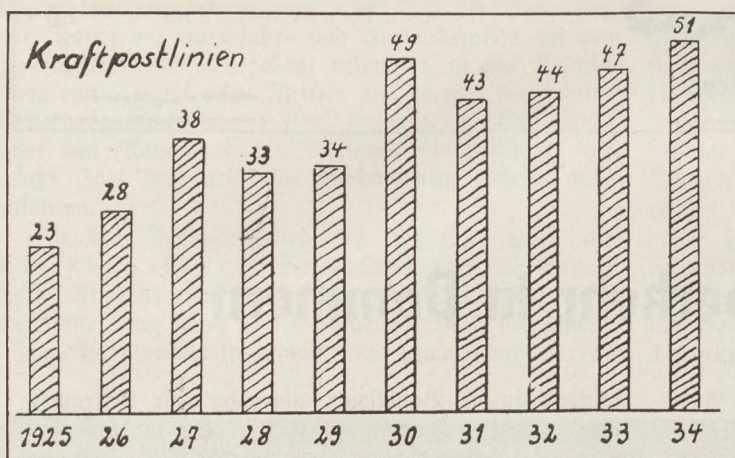
Anschluß an die Bahnlinien zahlreiche neue Seitenpostkurse geschaffen werden, so daß gerade in Pommern im ersten Jahrzehnt des Eisenbahnbetriebs die Zahl und Länge der Landpostkurse erheblich wuchs, um dann wieder mit der fortschreitenden verkehrlichen Entwicklung und besonders mit dem Ausbau des Kleinbahnnetzes dauernd abzunehmen; trotzdem hatte die Postkutsche ihre Daseinsberechtigung niemals verloren. Bei dem weitmaschig angelegten Eisenbahnnetz lagen nur die Hauptpunkte der einzelnen Wirtschaftsgebiete an den großen Verkehrsadern. Das Wirtschaftsgebiet selbst mußte aber wegen seiner räumlichen Ausdehnung erst durch Einsatz besonderer Verkehrsmittel erschlossen werden. Lange Jahre und noch bis in die jüngste Zeit war in Pommern die fahrende Landpost das einzige Bindeglied zwischen Stadt und Land, das einzige öffentliche Verkehrsmittel für die Personen- und Güterbeförderung von und zu den weitab vom Strome des Verkehrs gelegenen Gegenden. Erst der Kraftwagen hat sie von der Straße verdrängt. Heute stehen die stolzen gelben Wagen im stillen Winkel eines Museums.

Die Deutsche Reichspost hat schon frühzeitig die große Bedeutung des Kraftwagens als Verkehrsmittel erkannt und ihn als erste Reichsbehörde bereits um die Jahrhundertwende versuchsweise eingeführt, obschon er sich damals noch im ersten Entwicklungsstadium befand. Die allgemeine Einführung des Kraftwagens wurde dann durch den Weltkrieg und die nachfolgenden Notjahre verzögert. Erst als die Währungsverhältnisse sich gefestigt hatten, begann man 1924 auch in Pommern mit dem planmäßigen Ausbau des Überlandverkehrs

und dem Ersatz der Fahrpost durch die Kraftpost. Gerade dem Kraftwagen war im Verkehrsgebiet Pommern eine besondere Aufgabe zugewiesen, denn bei den weiten Entfernungen von Ort zu Ort konnte seine vorzüglichste Eigenschaft, seine Schnelligkeit, richtig ausgenutzt werden.

Für die Entwicklung des Kraftpostverkehrs in Pommern ist die geographische Lage und die Gliederung des Landes von besonderer Bedeutung gewesen. Die weiten Gebiete des pommerschen Landes müssen daher entsprechend ihrer Eigenart raumpolitisch betrachtet werden. Der Verkehrsraum ist nach Norden offen und hat von Lauenburg bis Damgarten etwa 500 Kilometer Küste, dabei sind die Inseln und Einbuchtungen nicht mitgerechnet. Die Schifffahrt vermittelt in der Hauptsache den Güterverkehr längs der Küste und zwischen den Orten an den Binnenwasserstraßen. Im Osten ist Pommern auf etwa 200 Kilometer Grenzbezirk gegen Polen. In dieser Richtung sind Verkehrsbeziehungen und Verkehrsmittel durch die unglückliche Grenzziehung abgeschnürt. Die Besiedlung des flachen Landes ist überaus spärlich und bleibt weit hinter dem Reichsdurch-

Fällen, in denen die Kraftposten mit den Schienen gleichlaufen, haben dringende volkswirtschaftliche Bedürfnisse, z. B. der Reise- oder Berufsverkehr oder die unzulänglichen Postverbindungen, den Zusatzverkehr gefordert. Die Kraftposten dienen in erster Linie der Postsachenbeförderung. Bei Einrichtung der Überlandlinien waren daher weniger die Bedürfnisse des Reiseverkehrs entscheidend, sondern hauptsächlich die Bedürfnisse des Postverkehrs. Daß aber beim Einsatz kostspieliger Verkehrsmittel auf die Personenbeförderung nicht verzichtet werden konnte, war selbstverständlich. Mit Rücksicht auf die Höhe des angelegten Kapitals war die weitgehende wirtschaftliche Ausnutzung des Kraftwagens für die Personenbeförderung aus gemeinnützigen Gründen geboten, wenn die Deutsche Reichspost ihren sozialen, kulturellen und volkswirtschaftlichen Aufgaben gerecht werden wollte. Nur in Verbindung mit der Personenbeförderung war es der Deutschen Reichspost möglich, auch wirtschaftlich schwachen Gegenden und dünnbesiedelten ärmeren Gebieten die Vorteile des Kraftwagens zu geben.



schnitt zurück. Der Charakter der Provinz ist überwiegend ländlich. Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Fischerei bilden zusammen die Grundlage für Handel, Gewerbe und Handwerk. Der besonderen Wirtschaftsstruktur Pommerns hat sich das Verkehrsnetz in organischer Entwicklung angepaßt. Der Personen- und Güterbeförderung dient nur ein weitmaschig angelegtes Eisenbahnnetz. Die Neben- und Kleinbahnen vermitteln zwar den Verkehr von den Hauptstrecken ins Innere des Landes, bei ihrer Einrichtung ist aber vorwiegend den Bedürfnissen des Güterverkehrs Rechnung getragen worden. Die Schienen machen deshalb recht häufig große Umwege, um die einzelnen Orte untereinander und mit der nächsten Stadt zu verbinden. Vielfach fehlen die so dringend notwendigen Querverbindungen. Ziel der Verkehrspolitik der Deutschen Reichspost war es daher, die abseits der Schienenbahnen gelegenen ausgedehnten Landflächen verkehrlich zu erschließen und außerdem die Orte miteinander zu verbinden, bei denen ein wirtschaftliches Bedürfnis festgestellt worden war.

Ein Blick auf das beiliegende Kartenbild zeigt, daß die Kraftpostlinien in Pommern fast ausschließlich dem Zubringerverkehr zur Eisenbahn oder dem Verbindungsverkehr zwischen größeren Orten, die ein gemeinsames Wirtschaftsgebiet bilden und keine unmittelbare Schienenverbindung haben, dienen. In den wenigen

Nachdem im Laufe der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts der Personenverkehr allmählich zusammengeschrumpft war, erhielt er durch den Einsatz des Kraftwagens wieder neues Leben. Um den Wettbewerb mit den Schienenbahnen zu vermeiden, sind die Kraftposten, wie bereits erwähnt, grundsätzlich als Zubringerlinien zu den Eisenbahnen eingerichtet; dabei arbeiten die Deutsche Reichspost und die Deutsche Reichsbahn seit 1929 auf Grund eines Abkommens Hand in Hand. Nach den Vereinbarungen ist der Güterverkehr über Land, abgesehen vom Postpaketverkehr, grundsätzlich Sache der Reichsbahn, der Personenverkehr abseits der Schiene Sache der Reichspost.

In verschiedenen Gegenden Pommerns unterstützt die Deutsche Reichspost in hervorragender Weise die Bestrebungen der Landesstellen zur Hebung des Fremdenverkehrs. Während der Hauptbadezeit werden auf Rügen mit zwei bequemen 33sitzigen Aussichtswagen Rundfahrten ausgeführt, die die schönsten Punkte der Insel berühren. Die Fahrt geht von Göhren aus über Bergen durch Kreidebergwerke nach Stubbenkammer, Lohme, Glowe, Arkona, Wittower Fähre und über Putbus, Binz nach Göhren zurück. In den Ostseebädern wird dem stärkeren Verkehr zur Badezeit durch Einrichtung besonderer Sommerlinien und Vermehrung der regelmäßigen Fahrten Rechnung getragen.

Die Deutsche Reichspost ist stets bestrebt, dem Reisenden ein billiges und zuverlässiges Reisen zu ermöglichen. Die Fahrpreise sind einheitlich für das ganze Reichspostgebiet festgesetzt und auch für geringere Einkommen tragbar. Die bequemen und verkehrssicheren Wagen werden nur von geschultem und erfahrenem Personal gesteuert. Außerdem sind alle Kraftpostreisenden bei einer leistungsfähigen Versicherungsgesellschaft gegen Unfall versichert. Der Versicherungsbeitrag ist bereits im Fahrgeld inbegriffen.

Die Entwicklung des Kraftpostverkehrs seit 1924 geht aus den vorstehenden schematischen Darstellungen hervor. Seit 1934 ist der Kraftpostverkehr dauernd gestiegen. Im Jahre 1931 setzte im Personenverkehr als natürliche Folge der absinkenden Wirtschaftskurve ein Rückgang ein, der 1933 seinen Höhepunkt erreichte. Es ist ein deutlicher Beweis für die gemeinnützige Verkehrspolitik der Deutschen Reichspost, daß sie trotz des erheblichen Verkehrsrückganges ihr Liniennetz in Pommern fast im gleichen Umfang erhielt und die Jahresfahrleistungen nur unwesentlich verringerte. Sie hat damit der Landwirtschaft, dem Handel und Gewerbe auf dem Lande in der schwierigsten Zeit einen unschätzbaren Dienst geleistet. Die Deutsche Reichspost hat diese Zeit des wirtschaftlichen Niederganges überstanden und das Ergebnis des abgelaufenen Jahres läßt die Hoffnung zu, daß sich die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die bereits allenthalben fühlbar ist, auch für die weitere Entwicklung des Kraftpostbetriebs günstig auswirken wird.

Von ganz besonderer Bedeutung für die wirtschaftliche Stärkung der Provinz Pommern ist die Einrichtung der Landkraftposten geworden. Die Landbewohner waren seit jeher in der Postversorgung bedeutend schlechter gestellt als die Volksgenossen in den Städten. Um die Vorteile der jetzigen Landpostversorgung richtig erfassen zu können, ist es notwendig, den Zustand von einst und jetzt gegenüberzustellen:

Die Zustellung nach den Landorten wurde früher nur im Einschichtendienst ausgeführt. Die Landbriefträger verließen morgens ihren Amtsort und kehrten erst nach etwa 8 Stunden wieder zurück. Ein Teil der Landbevölkerung erhielt infolgedessen seine Post erst in den Nachmittagsstunden, keiner der Bewohner im Landzustellbezirk hatte eine zweite Absendungsgelegenheit und damit etwa die Möglichkeit, die Antwort noch am gleichen Tage abzuschieken. Im argen lag besonders die Abtragung der Pakete. Bei der Größe des Zustellbereichs und der Zahl der Sendungen war es den Beamten nicht möglich, auch die Pakete mitzunehmen, so daß Empfänger und Absender auf dem Lande zur Abwicklung ihres Paketverkehrs weite Wege zur Postanstalt zurücklegen mußten. Es bestand nur einmal täglich Absendungsmöglichkeit durch den Landzusteller,



Kap Arkona

der auf seinem Wege die Briefkästen leerte und Sendungen entgegennahm. Die Einlieferungsgebühren verursachten den Landbewohnern zusätzliche Kosten. Wertzeichen konnten nur vom Landzusteller bezogen werden, der zu diesem Zweck abgepaßt werden mußte. Die meisten Landorte hatten keinen Fernsprecher. Die Verbesserung des Landzustellwesens war daher ein dringendes Gebot. Die enge Verflechtung der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Stadt und Land und die große Bedeutung der Wirtschaftsbetriebe auf dem Lande für die allgemeine Volkswirtschaft forderten schnelles Handeln. Es mußte daher ein Verfahren gefunden werden, das eine wesentliche Verbesserung der Landzustellverhältnisse brachte und sich mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Betriebsführung der Deutschen Reichspost ohne übermäßig hohen Kostenaufwand durchführen ließ. Da nach dem Ergebnis der Feststellungen 50 v. H. der gesamten Dienstleistung der Landzusteller in reiner Marschleistung bestand, lag es nahe, den Kraftwagen für die Landzustellung zu nutzen.

1928 wurde versuchsweise mit der Einrichtung der Landkraftposten begonnen. Die Erfahrungen waren bereits im ersten Jahr so günstig und die Vorteile so offensichtlich, daß die Einrichtung in den kommenden Jahren mit Nachdruck gefördert worden ist.

Die Landkraftposten werden in beschränktem Umfang auch für die Personenbeförderung ausgenutzt, sie ist aber von untergeordneter Bedeutung und dient nur dem Verkehr von Ort zu Ort.

Die rasche Entwicklung geht aus der vorstehenden Aufstellung hervor. Nach dem heutigen Stand erfaßt die Landzustellung mit Kraftwagen in Pommern etwa drei Viertel der Landgebiete. In den übrigen Landgebieten werden in den nächsten Jahren die Landkraftposten eingerichtet. Die Vorbereitungen sind schon im Gange. Die Ausführung scheitert lediglich daran, daß in einigen Kreisen der Provinz die Verbindungsstraßen noch nicht ausgebaut sind. Bei der Förderung, die der Straßenbau heute genießt, werden diese Hemmungen in kurzer Zeit wegfallen, so daß in den nächsten Jahren der ganze Landbezirk in Pommern den Segen der Landkraftposten genießen wird.

Preisgekrönte Anekdoten

Man muß sich nur zu helfen wissen

In früheren Zeiten, so vor 100 Jahren ungefähr, verlangte der „gute Ton“ in Pommern, daß der Gast erst mehrmals genötigt werden mußte, ehe er beim Essen zulangte. Folgendes hübsches Geschichtchen ist da meiner Urahne passiert: Es kommt ein Mann aus der nächsten Stadt, der ihr etwas überbringt, und man sitzt gerade beim Mittagessen. Meine Urahne sagt: „Willes nicht auch en beten mitete?“ Er darauf: „Ach ne, ik dank, Fru Moaßen.“ „Ach“, jagt sie, „sei schulle doch ne bätſchen etc.“ Er dankt wieder. Als das erwartete dritte Nötigen ausbleibt, ertönt nach einiger Zeit eine bescheidene Stimme aus dem Hintergrund: „Wat ſäre sei doch taulekt, Fru Moaßen?“ Urahne verstand zum Glück den Wink und bot zum dritten Male an. Diesmal mit Erfolg.

Der Erfolg

In „der guten alten Zeit“ mußte jeder Bewerber um eine Rüſterſtelle ſich in der Kirche vor verſammelter Gemeinde einer Prüfung im Singen unterziehen. Ein junger Lehrer, der ſchon verſchiedentlich wegen mangelnder Stimme nicht gewählt worden war, verſucht in einem Dörfchen Hinterpommerns nochmals ſein Heil. Er ſingt mit zitternder Stimme ſo laut er kann und bemerkt mit Befriedigung wie einem alten Mütterchen in der hinterſten Bank dabei die Tränen nur immer ſo über die Backen krollern. Beim Hinausgehen tritt er zu ihr und fragt erwartungsvoll, wie ihr ſein Geſang denn gefallen habe. „Ach, Herr Rüſter“, ſeggt ſie, „as ſei ſo anſunge tau ſinge, do mußt ik an mie Kalo denke, dat ſich in der Venn (Krippe) uphängt harr. Grod ſo het dat immer bökt.“

Der ſchlaue Johann

Frau M. packt zwei junge Hühner in einen Korb und ſchickt ſie ihrem Paſtor durch den alten Ruhfütterer. Sie ſchreibt einen Brief dazu und gibt beides dem braven Johann. Unterwegs iſt der neugierig und denkt: „Ik

mut doch eis kieke, wat in den Korb woll ſo richtig in iſt“ — da ſpringt auch ſchon eins der Hühner heraus. Er greift danach, und dabei entwiſcht auch das zweite. Er kriegt ſie aber beide nicht, bindet ſchließlich ergebungsvoll den Korb wieder zu und geht zum Paſtor. In der Küche gibt er Brief und Korb ab, und die Magd trägt es zum Herrn Paſtor hinein. Nach einigen Augenblicken kommt dieſer mit dem Brief in der Hand heraus und ſagt zu Johann: „Aber, mein Lieber, hier ſtehen ja zwei Hühner im Brief!“ Da ſchlägt der wackere Alte erleichtert die Hände zuſammen und ruft: „Gott ſe gedank, dats im Breif ſtohel! Ik dacht, ſe werre weg.“

Aus Vorpommern

Der luſtige Franz verheiratet ſich. Aber ſein Ehegeſpons treibt ihm bald alle Munterkeit aus. Wie er nun mal zur Stadt geht, ſitzt im Chausſeeegraben ein krankes Göffel und läßt die Flügel hängen. Als er das ſo ſieht, ruft er mitleiſdsvoll: „Arm Göffel, heſt ok all friejt?“

E. Nebe.

Unbeſorgt

Miner K. wußte ſich in der Geſellſchaft der pommernſchen Dorfgenossen inſolge ihrer geiſtigen Kräfte nur einen ſehr beſcheidenen Platz zu verſchaffen. Nachdem ſie aber zu einer Tochter gekommen war, deren Vater ſich um Mutter und Kind nicht weiter kümmerte, war das Geſpött und Gelächter über Miner nicht geringer geworden. Jedoch Auguſte wuchs gut auf und durch Mutters Erfahrung gewißigt, heiratete ſie in allen Ehren einen biederen Landarbeiter.

Als nach angemessener Zeit zur erſten Kindtaufe gerüſtet wird, zählt Miner voll Freude der Bäuerin, bei der Auguſte mehrere Jahre treu und fleißig gedient hat, die vielen Paten auf, die nicht allein dem jungen Erdenbürger in ſeinem chriſtlichen Leben behilflich, ſondern durch das übliche Geſchenk dem Feſt die rechte Weihe geben ſollen.

Erſtaunt und in Kenntniſ der engen Wohnräume warnend ſagt die Bäuerin: „Aber, Miner, wie kön ju ju ſovä Lüð' inlaod'n!“

Darauf Miner: „Wahn wo ne all' komm'n!“

Heinrich Beckmann.

ERNST OLDENBURG:

Der Stettiner Hafen -

Kernstück der ostdeutschen Verkehrswirtschaft

Seit nationalſozialiſtiſche Wiſtſchaftsgeſinnung den Wiederaufbau unſeres unter den Folgen von Verſailles und der Novemberrevolution krankenden Vaterlandes betreibt, ſind der Oſten und die Behandlung der deutſchen Oſtfrage inſonderheit in ein neues Licht gerückt worden. Oſtelbien hat aufgehört, ein uninteressanter, halbvergeſſener deutſcher Landeſteil zu ſein. Die Erkenntniſ, daß der Oſten altes deutſches Schickſalsland iſt und daß hier dem deutſchen Volks- und Wiſtſchaftskörper mit dem Jahre 1918 wiederum ſchwerſte Wunden beigebracht wurden, iſt Grund genug, das Schwer-

gewicht des deutſchen Wiederaufbaues zunächſt nach dem Oſten zu verlegen. Dem Oſten helfen, heißt, das ganze Vaterland ſtärken. Und das allein ſchon wegen der vielen geſunden Kraftquellen, die frühere Regierungen teils aus Abſicht, teils aus mangelnder Kenntniſ ungeweckt ſchlummern ließen.

Eines jener Organe, an die der Hebel zum Wiederaufbau des Oſtens und damit des ganzen Vaterlandes am erſolgſicherſten anzulegen iſt, iſt der Stettiner Hafen und das ihm angeſchloſſene Verkehrsnetz. Was Herz, Venen und Arterien im lebendigen Organismus

sind, das sind Häfen, Eisenbahn und Binnenschifffahrt für den Wirtschaftskörper. Und ein Wirtschaftskörper lebt wie ein organischer Körper: Anschneiden seiner Adern — sprich seines Verkehrsnetzes — führt zum wirtschaftlichen Verbluten; und ein gesundes Herz — sprich Hafen — ist der beste Garant auch für wirtschaftliches Wohlbefinden.

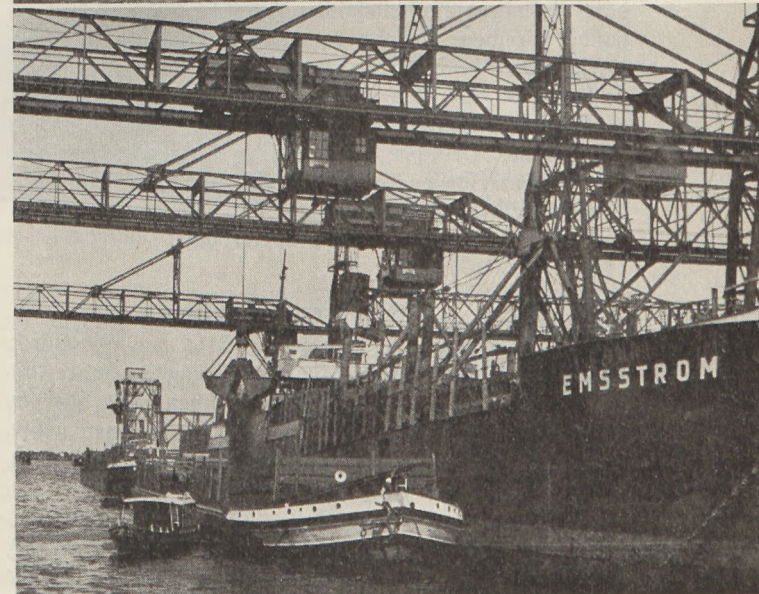
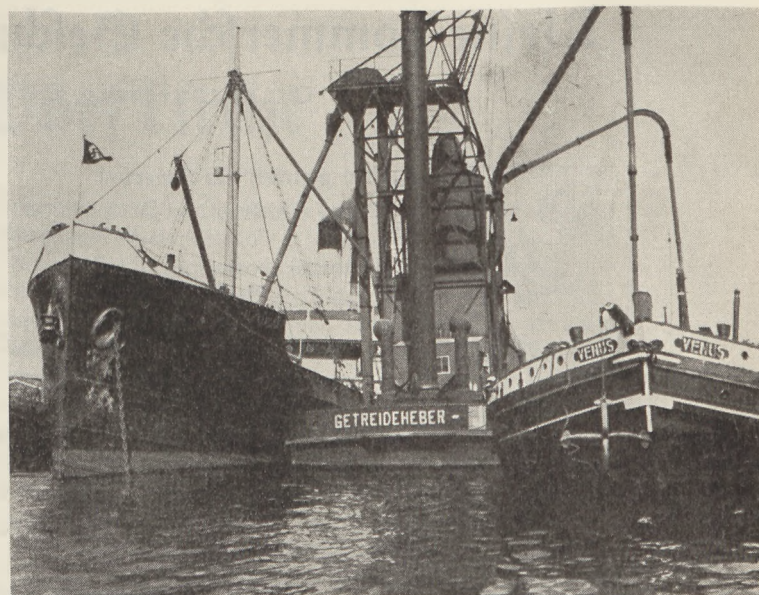
Wer richtig zu beobachten versteht, weiß, daß das Wirtschaftsleben zum mindesten seit Mitte des verflossenen Jahrhunderts unter dem überwiegenden Einfluß von Verkehrsakten steht. Wie würde sich das Leben ohne Telephon, Zeitungen, Straßenbahn, Schiff, Auto, Flugzeug usw. gestalten, wo an allen Gegenständen des täglichen Bedarfs ein ganz gehöriges Quantum „Verkehr“ haftet!

Großstädte gibt es gar zu viele, Provinzialhauptstädte gibt es viele, aber beide Kategorien zusammengefaßt und addiert mit der Funktion „Seehafen“ gibt es nur wenige. Hamburg, Bremen, Stettin heißen, in der Reihenfolge ihres mengenmäßigen Güterumschlages über See aufgeführt, die drei größten deutschen Häfen. Dazu kommt, daß Stettin, das man schon früher das Hamburg der Ostsee nannte, seit der neuen Grenzziehung im Osten an Bedeutung noch gewonnen hat. Vor dem Kriege versorgten Stettin, Danzig und Königsberg gemeinsam den seiner ganzen Struktur nach einheitlichen ostdeutschen Wirtschaftsraum. Durch die neue Grenze aber wurde Königsberg und Danzig vom deutschen Mutterkörper abgetrennt und in Verbindung mit ihm stark gehemmt.

Den Blick einseitig nach Westen gewandt, wo politische und auch verkehrliche Dinge, wie der Konkurrenzkampf zwischen Rotterdam und Antwerpen auf der einen Seite, und Hamburg und Bremen auf der anderen Seite, in alten Gleisen der Vorkriegszeit mehr zu fesseln wußten, übersah man, daß sich hier im Osten analog zum Westen in verkehrswirtschaftlicher Hinsicht ähnliche Zustände entwickelten. Der nordwesteuropäischen Verkehrsecke von einst stand plötzlich eine nordosteuropäische Verkehrsecke gegenüber, die durch die Neugründung von Gdingen für alle Beteiligten ebenso schwierig zu behandeln war, wie die alte Westecke.

Und das geht wiederum unseren Hafen an. Stettin wurde durch solche grundlegende Neuordnung der verkehrswirtschaftlichen Drehpunkt des verbliebenen Osttraumes. Bedenkt man ferner, daß nach dem allgemeinen Zusammenbruch von weltwirtschaftlichen Illusionen im Vordergrund der wirtschaftlichen Überlegungen heute die Pflege guter nachbarlicher Beziehungen steht, so hat unser Hafen wiederum an Bedeutung für die Gesamtwirtschaft unseres Vaterlandes gewonnen. Als letzter ostwärts vorgeschobener Torhüter der deutschen Wirtschaft sind die altgewachsenen Handelsbeziehungen von Stettin dazu berufen, den Ausgleich zwischen dem stärker industrialisierten Deutschland und den überwiegend agrarischen Uferstaaten der Ostsee zu vermitteln.

Viele Möglichkeiten eröffnen sich, hier fördernd einzugreifen. Dabei ist der nationalsozialistische Aufbau von dem Wissen getragen, daß jede Arbeit am ostdeutschen Verkehrsapparat zugleich auch bevölkerungspolitische und Kulturarbeit ist. Einem neuen Geschlecht wird neuer Lebensraum geschaffen, wenn all sein Tun und Treiben von den fein verästelten Schwingungen des Verkehrs aufgefangen und weitergeleitet wird.



Fotos: Oldenburg

Oben: Umschlag von losem Getreide mit Getreidesauger

Mitte: Blick in das Westbecken des Freihafens

Unten: Unter den 15t-Erzbrücken im Reierwerderhafen

Kleine pommersche Geschichten vom großen Kanzler

Zum 120. Geburtstag Otto von Bismarcks am 1. April



„Help yourself“ in Kniephof

1847 schildert der Greifsenberger Landrat v. d. Marwitz-Küßenow Bismarcks damaliges Treiben auf Kniephof: „Wenn ich nach langer Fahrt auf schlechten Wegen bei ihm in Kniephof ankam, wurde ein einfacher Imbiß aufgetragen.

Er nahm Porter und Sekt aus dem Wand-schrank, setzte die Flasche vor mich hin und sagte: „Help yourself! Während ich mich stärkte, sprach er viel und anregend.“ Weiter berichtet der Landrat die köstliche Geschichte von einem Besuch bei Bismarck, wo ein Aufstehen zu früher Morgenstunde verabredet war. Man hatte zwar bis zu später Stunde wacker gezecht, aber Bismarck weckte pünktlich. Da der Besuch wohlweislich die Tür verrammelt hatte, feuerte Bismarck vom Hofe her Revolvergeschosse in das Schlafzimmer der Gäste und zwang so die Langschläfer zur Kapitulation. Marwitz erzählt dazu: „Niemandem fiel ein, daß er hätte vorbeischießen können und uns treffen, denn wir kannten seine Pistole als unfehlbar.“



Von Urbsen und Dröschchen

Als der junge Bismarck bei den Jägern in Greifswald stand, widmete er sich bekanntlich auch landwirtschaftlichen Studien auf der Akademie zu Eldena. Über seine dortigen Zeitgenossen berichtet Bismarck in einem Brief an seinen

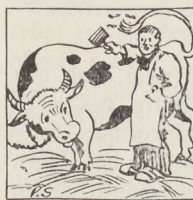
Vater: „...Bei Tisch im Deutschen Hause hört man alle die wohlbeliebten Figuren mit roten Gesichtern, dicken Händen und beneidenswertem Appetit, die sich täglich zu sechs bis acht und mehreren dort einfinden, ausschließlich vom Ackerbau und Kornhandel sprechen; obgleich sie alle schrecklich schreien und heftig dabei gestikulieren, verstehe ich doch selten, was sie sagen, da man allgemein platt spricht und sehr schnell, so daß ich mitunter etwas wie Raps, Hafer, Urbsen, Sämaschine, Dröschchen, pummersche East und Berliner Schäpel unterscheide. Das höre ich denn mit sehr verständiger Miene, denke darüber nach und träume nachts von Dreschhafer, Mist und Stoppelroggen.“



Sedanken im Ruhstall

Der junge Otto von Bismarck verbrachte seine frühesten Jahre fast immer in der frischen Luft oder in den Ställen. Auch aus ihnen nahm Bismarck neben den allgemeinen ganz besondere Eindrücke mit. So berichtet er später, ein alter Ruhhirt

habe ihn einmal gewarnt, nicht so vertraulich bei den Rühren herumzukriechen. „Die Ruh“, so sagte der Hirte, „kann dir mit dem Hufe ins Auge treten. Die Ruh merkt nichts davon und frist ruhig weiter, aber dein Auge ist futsch!“ „Daran habe ich später mehrmals gedacht“, bemerkt Bismarck dazu, „wenn auch Menschen, ohne es zu ahnen, anderen Schaden zufügen.“



Ochsen-Philosophie

Eines Tages besuchte Bismarck in Wendisch-Puddiger, das auch zur Herrschaft Varzin gehörte, den Ruhstall. Der alte Leder-Knop — so geheißen, weil er einem mit braunem Pergament überzogenem dünnen Gestell gleich — war gerade dabei, einen stattlichen Ochsen zu striegeln. Bismarck, der es sah, meinte im Vorbeigehen: „Das scheint dem Tier zu gefallen.“ „O, ja“, entgegnete Leder-Knop, „dat mag he woll liden, äwerst buten is he ful.“ — „Ja, das müssen Sie ihm abgewöhnen“, sagt Bismarck. Aber Leder-Knop kannte seine Ochsen besser und erwiderte: „Dat geiht nicht, wat en richtiger Off is, den kann man nich an und nix affgewöhnen.“ Das mußte Bismarck lachend bestätigen: „Ja, das ist im Leben auch so.“ Dann verließ Bismarck den Stall, indem er zum Abschied den Ruhmeister wohlwollend mahnte: Sorgen Sie nur so weiter für Ihre große Familie.“ Das ging dem Angeredeten doch über die Hutschnur, und er erkundigte sich hinterher ärgerlich: „Wat weet he denn von miene Familie?“ Erst als ihm klargemacht wurde, daß das ja seine Ruhe und Ochsen seien, war er mit dieser Anerkennung seiner Familienverhältnisse völlig ausgeföhnt.



Viebeskummer

Am 9. April 1845 schrieb Bismarck aus Kniephof an seine Schwester: „Johann pfeift draußen ebenso konsequent wie falsch einen ganz infamen Gassenhauer, und ich hab nicht die Grausamkeit, es ihm zu unterlagen, da er ohne Zweifel einen heftigen Viebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat kürzlich, auf Zureden der Eltern, ihm abgesagt und einen Stellmacher geheiratet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt.“ Mehrmals deutet Bismarck in diesem Jahre an, daß er von einer jungen Dame bei einem Heiratsantrag einen Korb erhalten habe. Es war auf Kniephof also allgemeiner Viebeskummer.



Up uns kann he sich verlaten

„Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben.“ Dieses Bismarckwort hat besonders der sehr spüren müssen, der es zuerst ausgesprochen. Im März 1890 wurde der Fürst bekanntlich auf seinen Antrag aus allen seinen Ämtern beurlaubt. Da ging es wie ein heimlicher Schrecken durch alle Lande, ob nun nicht die Welt aus dem Gleise geriete. Den Varzinern war, als hätte man auch sie beleidigt. Darum sagte ein alter Waldarbeiter, mit dem der Fürst sich oft unterhalten hatte, als man ihm den Vorfall erzählte: „Dat em man hierher kamen, up uns kann he sich verlaten.“ Der Dorfkrug erhielt von Stund an den Namen „Zum Alten Rurs“. Erwin Koloff.

Eine alte Dorfkirche

Der in den Großstädten gebildete Kunstgeschmack beginnt seine Einseitigkeit abzustreifen. Wie heute in Hunderttausenden von Städten die Achtung vor dem Bauerntum und die Sehnsucht nach dem Lande erwacht, von dem sie alle herkommen, so auch der Sinn für die poesievolle Schönheit der alten Dorfkirchen. Von diesem Interesse zeugt der jährlich steigende Besuch bemerkenswerter, aber bisher unbeachteter Kirchen in entlegenen Dörfern.

Zu ihnen ist auch die Kirche zu Morgenitz auf Usedom, 25 Kilometer westlich von Swinemünde, zu rechnen: ein turmloser Ziegelrohbau des 15. Jahrhunderts von rechteckigem Grundriß. Reste der nachweislich im Jahre 1318 erbauten Kapelle sind in ihm mit Sicherheit nicht nachzuweisen, wohl aber einige Zutaten des 16. Jahrhunderts. In die aus großen Klostersteinen errichteten Wände wurden, namentlich an den Ecken, gewaltige Finglinge eingemauert. Besonders auffällig sind die großen Fensteröffnungen mit Flachbögen, die später verkleinert und mit Büzenseiben geschlossen wurden. An den vier Ecken stützen Strebpfeiler, ebenfalls auf großen Feldsteinen ruhend, den alten Bau. Zwischen ihnen wurden im 18. Jahrhundert noch weitere Stülpfeiler an der Nord- und Südmauer eingefügt, die sich durch kleinere Ziegel und geringere Verwitterung auf den ersten Blick als spätere Zutaten erweisen.

Auf dieselbe Weise erkennt man, wie wenig vom alten Ostgiebel bei dem Einsturz des Daches im Jahre 1764 übriggeblieben war. Der efeuumsrankte Westgiebel dagegen hat allen Stürmen getrotzt und ist durch sechs lange, schmale, rundbogige Blenden belebt, die bis dicht über das spitzbogige Portal hinabreichen.

Öffnen wir nun die schwere alte Eichentür und treten in das Innere ein, so finden wir einen schlichten, viereckigen Predigtraum ohne Seitenschiffe und ohne baulich abgetrennten Chor. Die Prämonstratenser, die Erbauer dieser Kirche, waren Predigermönche, und der Zweck der Predigt bedingte für sie die Form der Kirchenbauten. Daher fand das Reformationszeitalter hier einen den evangelisch-kirchlichen Bedürfnissen durchaus entsprechenden Kirchenraum vor. Von der mittelalterlichen Ausstattung hat sich so gut wie nichts

erhalten, denn im Jahre 1764 wurde durch den Einsturz des Kirchendaches und der flachen Decke das im Laufe der Jahrhunderte noch wesentlich vermehrte Holzschnitzwerk zertrümmert, darunter auch einige an der Decke aufgehängte, holzgeschnitzte Botischiffe, ferner der Kronleuchter, der Taufstein, der eichene Kirchenblock für die sonntäglichen Kollekten und ein großer Teil des Gestühls. Daher ist alles Holzwerk und alle Malerei der heutigen Kirche erst im späten 18. Jahrhundert entstanden, nämlich im Zusammenhang mit dem auf Kosten des Königs für 600 Taler vorgenommenen, 1777 beendeten Wiederaufbau der Kirche. Alter sind nur zwei



Glockenstuhl der Morgenitzer Kirche

Apostelfiguren auf dem schön geschnitzten barocken Altaraufsatz. Diesen krönen außerdem zwei quicklebendige barocke Engel, während die von gewundenen Säulen umrahmten Altarfelder übereinander das Abendmahl, die Auferstehung und die Himmelfahrt, sowie neben dem Abendmahl die Apostel Petrus und Paulus zeigen. Diese Gemälde stammen wahrscheinlich von Peter Christoph Hirt, dessen Namen wir unter der Hand des Evangelisten Johannes an der Kanzel lesen. Bei der 1933 vorgenommenen Instandsetzung der Kirche kam an einem anderen Kanzelfeld die Inschrift ans Licht: „Gott zu Ehren und dieser Kirche zum Ziehen haben diese Kanzel malen lassen Johann Gottlieb Karstätt und Jakob Friedrich Karstätt. Anno

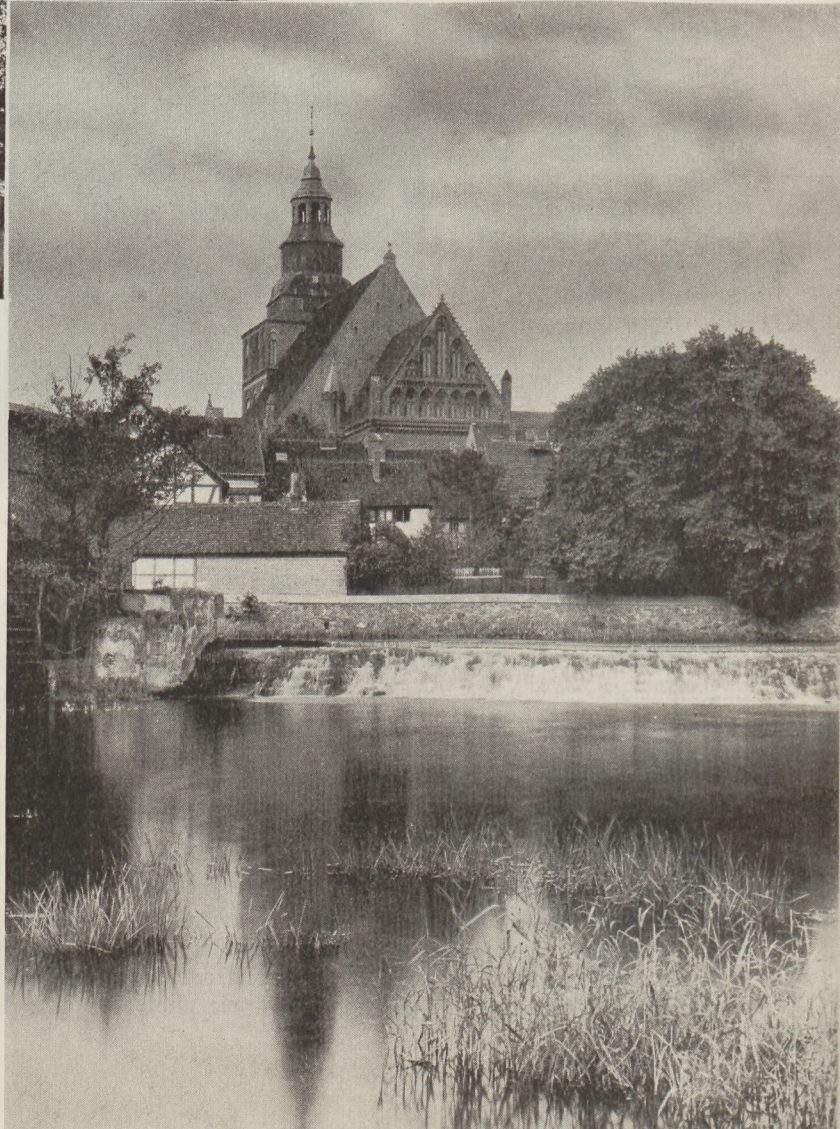
1777.“ Die Bilder der Evangelisten an der Kanzel sind von der gleichen Künstlerhand wie die des Altars, ebenso die schönen Blumenmalereien am Predigergestühl, am Gestühl in der Nähe des Altars, an den Bänktüren des Ganges und auf den Feldern der Empore. Eine spätere kunstverlassene Zeit hat das wunderbar tiefe Blau, mit dem diese Ausstattungstücke gestrichen waren, ferner die Blumenmalereien, die Namen der Stifter der Kanzelausmalung und die Wappen der Familie von Bocke an der Empore mit weißlichem Grau und im Jahr 1894 mit abscheulichem Eisenbahngelb überzogen.

Im gleichen Jahre erteilte die Regierung die Erlaubnis zur Aufstellung einer Orgel nur unter der Bedingung, daß zur Erzielung besserer Klangwirkung die flache Holzdecke durch eine gewölbte ersetzt würde. Schwer lastete seitdem die dunkelbraune Wölbung über



Der Holberger Dom

Kirch in D



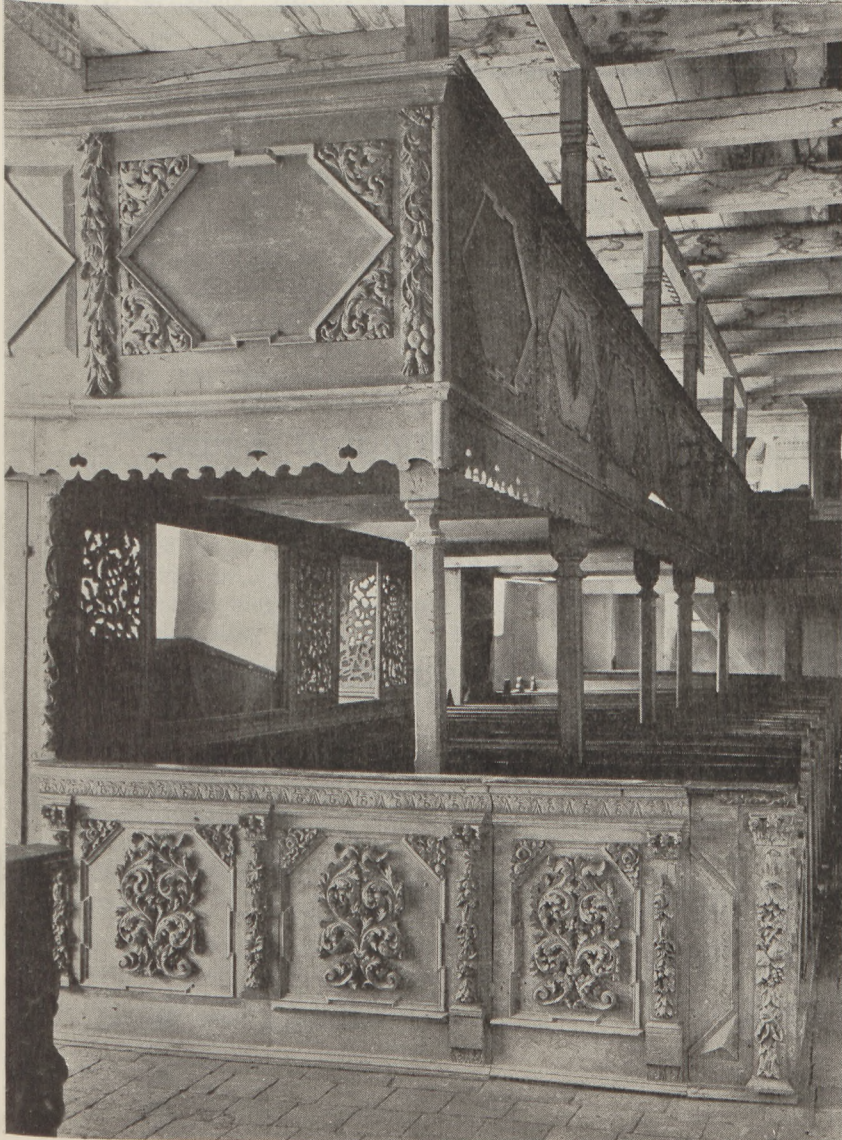
Marienkirche in Greifenberg

en + mmern

Fotos: Staatl. Bildstelle, Berlin



Dorfkirche in Alt-Schlawe



Bergkirche in Bütow

dem alten Raum mit seinem hellgelben Gestühl, bis sie im Sommer 1933 nach dem Plane des Provinzialkonservators durch den Kirchenmaler Hoffmann in lich-tem Grau neu erstand. Gleichzeitig erhielt das Gestühl sein ursprüngliches Farbenkleid zurück, und die Blumenmalereien kamen nach Hinwegschwemmen des gelben Farbenmeeres in ihrer ganzen Schönheit wieder aus Licht. Vom Kirchenboden wanderten zwei den wieder-erstandenen Farben des Gestühls angepasste Totenbretter in die Kirche zurück: bemerkenswerte Denkmäler ehe-maliger dörflicher Handwerkskunst.

An der Nord- und Südwand hängen einander gegen-über die Gedenktafeln für die Opfer der Freiheitskriege und des Weltkrieges, während die in den Jahren 1866 und 1870/71 Gefallenen erst jetzt eine Ehrung erhalten werden. In einer Nische der Westwand sind die Ehren-zeichen der Krieger von 1813 bis 1918 aufbewahrt. So ist die Kirche zugleich vaterländische Gedenkhalle.

Einen ganz besonderen Schmuck besitzt die alte Kirche in einem kunstvollen zinnernen Kreuzifix und anderen zinnernen Zierstücken von dem zerfallenen Holzarge der Sofie Juliane von Rehnskiöld, Witwe des schwedischen Obristen Paul Weediger von Borcke, aus dem Jahre 1715. Der Oberst selbst ruht noch in der Altargruft, in einem großen schönen kupfernen Prunksarg mit vergol- deten Verzierungen und Inschrifttafeln (1699). Die bei seiner Beerdigung benützte Totenfahne wird demnächst ebenfalls ihren Platz in der Kirche erhalten. Die Krypta, die von einem Kreuzgewölbe bedeckt ist, wurde kürzlich durch Öffnung des Fußbodens vor dem Altar wieder zugänglich gemacht und mit elektrischer Licht-

anlage versehen. Die Eingangsöffnung vor dem Altar ist mit einer schweren Holzplatte geschlossen, zu deren Bedeckung von der Provinzialverwaltung ein pommer-scher Fischerteppich gestiftet wird.

Der im Jahre 1764 durch den Deckeneinsturz zer-schmetterte Taufstein hat einen unerwarteten Ersatz gefunden durch einen von Frau Susanne Wittenhagen, der Tochter des wegen seiner Sammlungen bekannten Landmessers Pistorius, geschenkten granitenen Taufstein aus dem 13. Jahrhundert, der auf einem verwitterten Findling vor der Kirchtür Aufstellung fand und aus dem heute an schönen Sommertagen unter Orgelklang aus der Kirche und Vogelgesang aus dem Gezweig der alten Bäume getauft wird.

Die weihedolle Stimmung, die diese Kirche auslöst, wird noch gesteigert durch den alten, von einer Feld-steinmauer umgebenen Kirchhof, mit seinen zum Teil bis zum Gipfel hinauf mit Efeu umrankten Bäumen, seinen alten schönen, schlichten Denkmälern und seinem höl-zerne Glockenstuhl. Dieser Glockenstuhl wurde vor einem Jahrhundert an Stelle des wegen Auffälligkeit abgebrochenen hölzernen Glockenturmes errichtet, an den heute der vor dem Westgiebel der Kirche aufgestellte schmiedeeiserne Turmhahn vom Jahre 1736 erinnert. Der Glockenstuhl ist vor einigen Jahren teilweise er-neuert, bevor die neue Bronzeglocke als Ersatz für die im Kriege abgelieferte aufgehängt wurde. Sie gemahnt, ebenso wie der gewaltige Findling mit der Bronzetafel, an die Opfer des Weltkrieges und trägt die Inschrift: „Unsern Gefall’nen gewidmet, läute uns Frieden ins Herz!“

Karfreitag

Hinter den Bergen sinkt blutig die Sonne.

Schwinde, entswinde, du dämmerndes Licht!

Zerfließe, vergehe!

Du stiegst am Firmamente heut', heiliges Gotteserbarmen zu schauen

Ewige Liebe, zum Opfer geboten droben am Kreuze von Golgatha.

Schautest hernieder in brechende Augen und in die Wunden,

Die er erlitt.

Göldene Strahlen legtest du, Sonne, Siegerstrahlen ihm um das Haupt.

Sinke herab denn, nachtdunkles Schweigen,

Dein Fittich umhülle

Unsere Schuld.

Noch von dem Sternenschimmer himmlischer Liebe durchflutet,

Künde der Menschheit, o nächtliche Stille,

Nun die Erkenntnis göttlicher Huld!

Carola von Medel

Im Horst der Rohrweihe



Die Mutter mit den 8 Tage alten Jungen

Irgendwo in Pommern liegt ein kleiner See, 80 Morgen groß, mit hohen und fast undurchdringlichen Rohrmauern. An einem schönen Frühlingstage sitze ich versteckt an seinem Ufer, um die Rohrweihen, die hier immer in mehreren Paaren horsten, zu beobachten. Heiß strahlt die Sonne vom wolkenlos-blauen Himmel. Völlige Windstille. Zitternd und flimmernd liegt die Luft über den Rohrwäldern, über denen ich plötzlich das helle Rohrweihenmännchen schweben sehe. Der Vogel, der eben noch dicht über dem Schilfgewirr schwebte, steigt mit raschen angestrengten Flügelschlägen steil in die Höhe. Bald gaukelnd und schwankend, bald ohne Flügelschlag in ruhigen Kreisen, die aufsteigenden Luftströme über dem Rohr ausnutzend. Dann legt er die Flügel an, schießt in einem steilen Bogen nach unten, wendet und steigt, um schließlich, sich überschlagend, wieder abwärts zu sausen. Wundervoll ist der Überschlag der Rohrweihe anzusehen, in seiner Vollkommenheit von keinem andern Raubvogel übertroffen. Eine ganze Zeit gaukelt das Rohrweihenmännchen in Überschlägen und Steilkurven, Rollen und Wendungen in großer Höhe. Plötzlich legt es die Schwingen ganz an: gleich einem Meteor schießt es der Erde zu, fällt einige hundert Meter, lüftet die Schwingen einen Augenblick, um die ungeheure Fallgeschwindigkeit aufzufangen, steht eine Sekunde still in der Luft, fällt wieder, dreht sich schraubenförmig, ist dicht über dem Rohr, spannt die weißgebänderten starken Schwingen und fällt in weichem, gleitendem Ausschweben in das dichteste Rohr ein.

Die Rohrweihe ist ein in Deutschland schon seltener, aber immer noch ungeschützter Raubvogel, von der Größe des ja wohl überall bekannten Mäusebussards. Ein Raubvogel, der beschossen wird, wo er sich blicken läßt, und dessen Horst vernichtet wird, wo man ihn erreichen kann. Was ihn vor der Vernichtung bewahrt, sind seine unglaubliche Scheu und die für einen Menschen schwerdurchdringlichen Rohrdickichte, in denen er horstet. —

Als ich mir im letzten Frühjahr vornahm, die Weihen auf dem Horst zu beobachten und zu photographieren, war ich mir der großen Schwierigkeiten vollauf bewußt. Schon

zeitig im Frühjahr kommen die Weihen aus dem Süden zurück. Anfang April, als ich annahm, daß die Weihen den Horst schon gebaut hatten, begann ich das Suchen. Da der Wasserspiegel des Sees durch die große Trockenheit der letzten beiden Jahre etwa 75 Zentimeter gefallen war, betrug die Wassertiefe nur noch 20 bis 80 Zentimeter. Zuerst zog ich bis an die Hüften reichende Fischerstiefel an. Als ich sie mir aber gleich im Sumpf des Ufers bis oben vollfüllte, zog ich sie wieder aus und ging barfuß, nur mit Holzpantoffeln unter den Füßen, wieder ins Wasser. Schon nach wenigen Metern sah ich nur noch Rohr von 3 Meter Höhe um mich. Über mir schaute ich ein Fetzchen Himmel und die Sonne, nach der ich mich orientierte. Andauernd wickelten sich Rohralme um Körper und Beine. Die mußten erst mühsam gelöst werden, ehe ich den nächsten Schritt machen konnte. Hin und wieder bog ich besonders dichten Stellen aus, wo das Rohr von mehreren Jahren unentwirrbar ineinandergefilzt war. 3½ Stunden war ich unterwegs, nur 350 Meter hatte ich zurückgelegt, als ich wieder am Ufer anlangte. Die Füße und Schienbeine bluteten von Rissen und Schnitten, die ich mir durch die scharfen Rohrstengel zugezogen hatte. Gefunden hatte ich noch keinen Horst.

Eine Woche habe ich dann noch gesucht, ehe ich den ersten Horst sah. Er war in einer Stunde vom Ufer erreichbar; später, als ich einen Gang getreten hatte, schaffte ich es in 20 Minuten. Wie aber sollte ich es anstellen, so dicht an den Horst zu kommen, daß ich die Weihen photographieren konnte! Die Lösung war: Aus Holz und Segeltuch baute ich eine kleine Hütte, groß genug, daß ich zusammengekauert mit der Spiegelreflexkamera gerade hineinpafte. Die Hütte hatte genau dieselbe Farbe wie das Rohr. Die Wände waren aus doppeltem bis fünffachem Segeltuch, so daß auch die Weihe mit ihren ungeheuer scharfen Augen nicht den geringsten Schatten darin zu bemerken vermochte. An derselben Seite, an der das Objektiv war, hatte ich eine Lichtschleufe angebaut, durch die man wohl hinaussehen, aber nicht von außen hereinschauen konnte. In der Hütte befand sich noch ein Hocker, denn ich mußte ja viele Stunden darin ausharren, und eine Filzdecke, mit der

ich die Kamera einhüllte, um das Verschlußgeräusch abzdämpfen.

Diese Hütte brachte ich mit meinem ständigen Helfer unter großen Mühen in die Nähe des Horstes, 25 Meter davon entfernt. Bei unserer Ankunft wurde die brütende Weihe aufgeschreckt und umflog einige Male argwöhnisch die Hütte, um dann aber gleich wieder auf den Horst zu gehen, von dem aus mein Unterschlupf durch die dichten Rohrwände natürlich nicht sichtbar war. Nun stellte ich jeden Tag um die Mittagszeit die Hütte etwa einen Meter näher an den Horst heran. Dies fiel der Rohrweihe jetzt überhaupt nicht auf, da sie die Hütte ja schon kannte und wußte, daß dieses Etwas für sie ganz ungefährlich war. Endlich war ich dem Horst auf 8 Meter nahe gerückt, so dicht, daß ich nunmehr ein gutes Bild mit dem Teleobjektiv erhalten konnte.

An einem schönen Tage, Anfang Mai, wollte ich mich das erste Mal in die Hütte setzen. Nun mußte es sich zeigen, ob ich vorsichtig genug gewesen war. Von den Riebitzen am Seeufer wurden wir, mein Begleiter und ich, mit lautem Geschrei begrüßt. Das war gegen sieben Uhr. Die Weihe flog erst auf, als wir uns dem Horst schon bis auf 25 Meter genähert hatten. Ich kroch dann schnell in die Hütte und stellte die Kamera auf; als alles klar war, nahm mein Begleiter die Jacke und Mütze, stülpte sie auf einen Stock und ging nach Hause. Zwei Menschen hatte die Rohrweihe kommen sehen, als nun wieder zwei fortgingen, war sie beruhigt. Ein leichter Wind wehte, das Rohr raschelte und raunte, Goldammer, Rohrsänger und all die kleinen Vögel, die im Rohr nisten, sangen um die Wette.

Nachdem ich zehn Minuten gewartet hatte, hörte ich den sausenenden Flügelschlag der Weihe dicht über dem Horst, den sie mehrere Male niedrig umkreiste. Atemlos, unbeweglich, wartete ich. Endlich kam sie rauschend auf den Horst herunter. Ich sah wie sie ihre breiten, starken, wundervoll in der Sonne leuchtenden Schwimngen zusammenfaltete, die Eier betrachtete, wie, um festzustellen, ob auch noch alle da wären, und wie sie sich dann behutsam zum Brüten zurecht setzte, nachdem sie zuvor die Eier mit dem scharfen, gebogenen Schnabel umgedreht hatte. Etwa eine Stunde brütete sie ruhig. Damit es ihr nicht zu langweilig wurde,

führte das Männchen über dem Horste seine Kunstflüge aus, denen das Weibchen mit stolzen Augen zuschaute. Auf einmal ein Rauschen von schlagenden Flügeln, und das Männchen saß neben dem Weibchen auf dem Horst. Im Schnabel hatte es Rohr, das es auf den Horst niederlegte. Dies ist eigentümlich bei den Rohrweihen; fast jedesmal, wenn eine Weihe auf den Horst kommt, bringt sie Rohr oder Gras mit, auch später, bis zum Flüggewerden der Jungen.

Jetzt konnte ich die beiden Weihen betrachten. Das Weibchen, wie bei fast allen Raubvögeln, etwas größer als das Männchen, einfach kaffeebraun mit gelblicher Kopfoberseite. Das Männchen mit weißer, braun geprenkelter Brust, mit einer weißen Binde über den Flügeln, Flügelunterseite weiß mit schwarzen Flügelen, die Augen hell, während die des Weibchens braun sind.

Aber nur einen Augenblick blieb das Männchen, von der Kamera aber schon erhascht, auf dem Horst, dann flog es wieder fort. Stunden waren vergangen. Die Arme und Beine waren mir eingeschlafen. Die Weihe sah sich unruhig, hungrig um. Immer öfter sah sie in die Höhe, ob das Männchen nicht bald mit Fraß käme. Dann machte sie plötzlich eigenartig runde, in die Ferne gerichtete Augen, und es war ihrem „Gesicht“ sofort anzusehen, daß sie das Männchen mit Beute erpäht hatte. Sie stand auf und flog ihm entgegen. Nach einer Viertelstunde kam sie wieder. Heiß schien die Sonne auf den durch die steilen, hohen Rohrwände vollkommen windgeschützten Horst. Dumpf und brütend lagerte die Hixe im Rohr, die Weihe hatte den Schnabel offen und japste nach Luft. Sie hatte deshalb keine rechte Lust zum Brüten und flog wieder fort, um nach einer weiteren halben Stunde endlich ihre Pflichten wieder aufzunehmen.

Um 13 Uhr hörte ich einen Menschen pfeifend näher kommen. Das war mein Helfer. Aufmerksam lauschte die Weihe auf das Pfeifen und flatterte denn ängstlich auf. Ich baute die Kamera ab und kroch aus der Hütte. Als wir beide am Seeufer waren, fiel die Weihe schon wieder ins Rohr ein.

Dann bin ich jeden zweiten bis dritten Tag am Horst gewesen. An Tagen, an denen der Sturm heulte, daß



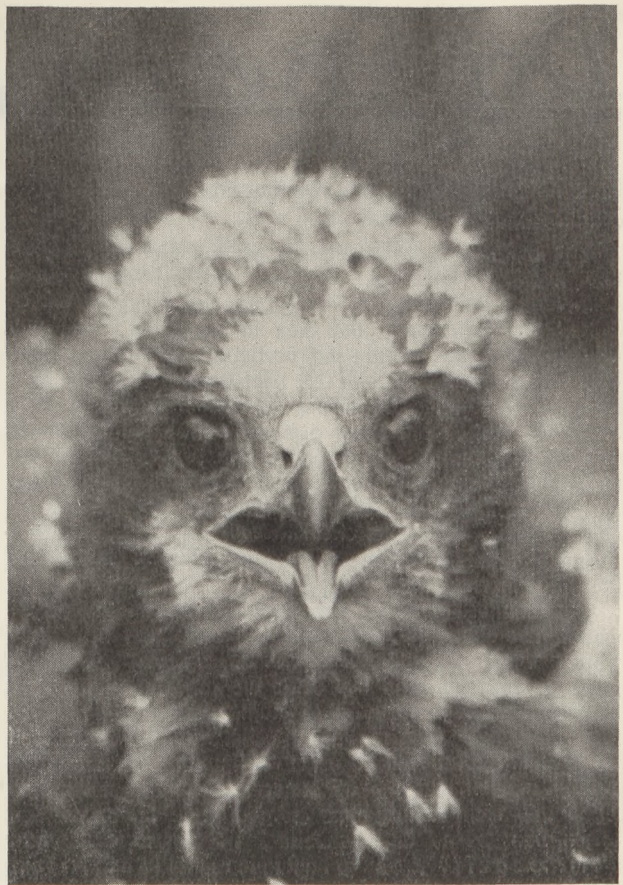
Das Rohrweihenmännchen
auf dem Horst

sich das Rohr fast bis aufs Wasser bog, und an Tagen, an denen es vollkommen windstill war, an denen die Hitze im Rohr brütete, daß ich nur mit einer Badehose bekleidet in der Hütte saß und mir der Schweiß vom Körper rann und die Weihe mit offenem Schnabel nach Luft japsend auf dem Horstrand saß.

Ich habe dann noch mehrere Horste gesucht und gefunden, aber nie sind zwei nahe beieinander: ein jedes Weihenpaar hat sein bestimmtes Gebiet. Die Horste enthielten vier bis sechs Eier, die weiß, manchmal etwas rot bespritzt, verhältnismäßig klein sind und je nach der Anzahl in ein bis zwei Wochen gelegt werden. Mit dem gleichen Zeitunterschied schlüpfen auch die Jungen aus, da die Weihe sogleich mit dem Brüten beginnt. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß selten mehr als zwei oder drei Junge groß werden. Der Horst befindet sich immer dort, wo das Rohr am dichtesten und undurchdringlichsten steht, ist etwa 75 Zentimeter hoch und breit und aus starkem Reisig gebaut, nur die Nestmulde ist mit Gras ausgepolstert.

Während das Weibchen brütet, sorgt das Männchen für Nahrung. Unruhigen, schwankenden Fluges streicht es über die Felder. Bald so niedrig, daß es mit den Flügeln die Halme berührt, bald emporwiegend, um eine bessere Übersicht zu haben. Hat sein scharfes Auge eine Beute erspäht, umfliegt es langsam die Stelle. Wehe dem Häschen oder Rebhühnchen, das sich durch den über ihn hinweggleitenden Flügelschatten verleiten läßt, sein Versteck zu verlassen. Sowie es eine freiere Stelle flüchtend überschreitet, saust die Rohrweihe herab, und was ihre scharfen Krallen erfassen, ist tot. Die Nahrung der Rohrweihe besteht — wie ich in meiner dreimonatigen Beobachtungszeit feststellte — meistens aus Mäusen, und zwar zu 75 Prozent, die restlichen 25 Prozent sind Ratten, Wiesel, Vögel, Junghasen usw.

Nach der verhältnismäßig langen Brutzeit von vier Wochen kommen die kleinen Weihen aus. Es sind hilflose, mit Schnabel und Beinen behaftete weiße Wollknäuel, die schwerfällig und ungeschickt im Horst herumkriechen. Nach einer Woche waren sie schon schön gewachsen und hatten den Kropf voll. Damals mußte ich eine Stunde warten, ehe ihre Mutter auf den Horst kam. Als sie eine halbe Stunde gebrütet hatte, machte sie wieder solche in die Ferne gerichteten Augen, und ich wußte, daß sie das Männchen mit Beute erspäht hatte. Sie flog auf und kam nach zwei Minuten mit einem Vogel in den Fängen wieder, den sie vom Männchen erhalten hatte. Was es für ein Vogel war, konnte ich nicht feststellen, da er schon fast ganz gerupft war. Den Vogel hielt sie mit den Fängen fest und riß ihn in winzig kleine Stückchen, die sie den Jungen in den Schnabel steckte. Wenn einmal ein Stückchen zu groß geraten war, so daß die Jungen es nicht fressen konnten,



Kopf einer jungen Rohrweihe

Fotos Siedel

ließ sie es sicherheitshalber in ihrem eigenen Schnabel verschwinden.

Die Tage, die jetzt kamen, waren nicht mehr so interessant wie vorher. Vier bis fünf Stunden mußte ich oft warten bis die Weihe kam und den Jungen eine Maus oder einen Vogel brachte. Dann zerriß sie die Beute, fütterte die Jungen und flog wieder fort. Meistens saß sie dann wie ein Bussard auf der Hasenstoppel, um Mäuse zu fangen. Manchmal kam auch das Männchen auf den Horst und warf den Jungen eine Beute hin, hat sie aber nie zerrissen und den Jungen gegeben wie das Weibchen. Mit vierzehn Tagen beginnen den Jungen die Schwungfedern zu wachsen. Dann kommt es schon oft vor, daß die Mutter ihnen eine Maus hinwirft und dann fortfliegt. Das Zerreißen der Maus ist für sie noch eine schwere Arbeit, und oft zanken sie sich, weil das eine mehr fressen will als das andere. Am liebsten haben sie es doch, wenn die Mutter bei ihnen bleibt und die Beute verteilt, dann ist jeder Streit von vornherein ausgeschlossen.

So wirbt der Leser für „Das Bollwerk“

Innerhalb 8 Tagen brachte uns ein Leser unserer Zeitschrift
38 neue Bezieher. Hierfür konnten wir ihm Bücher im Werte
 von RM 47.50 aushändigen.

Der Leser an „Das Bollwerk“

über die Wandlung eines Kunstwerkes. —
Januar=Heft S. 15/16.

Zur Frage, wie zu restaurieren sei, soll hier nicht besonders gesprochen werden. Darüber haben Kunstgelehrte, Kunstfreunde und Techniker des Faches sich genügend unterhalten. „Restauriert“ hat man in fast allen Zeitaltern. Wir Heutigen sind, gestützt auf vertiefte Einsichten in das Wesen der historischen Stile, der Hoffnung, daß unsere Ansichten über die Wiederherstellung von Kunstwerken vor dem Urteil der Nachfahren besser bestehen mögen. Einigermassen einwandfrei wird die Entscheidung wie zu restaurieren sei, überhaupt nur dann zu treffen sein, wenn man die Frage im Zusammenhang mit der Umgebung des Kunstwerks zu lösen versucht. Wobei jeweils entweder das stilgeschichtliche, räumliche oder individuell-künstlerische Moment zu berücksichtigen sein wird. —

Als man den Kruzifix der Nikolaikirche im 19. Jahrhundert überarbeitete, wollte man ihn nicht „auf neu“ herichten. Man ging, besonders zu Anfang des 19. Jahrhunderts, von der durch uns heute als falsch erklärten Anschauung aus, daß die gotische Plastik farblos gewesen sei. Man berichtete also in „gutem Glauben“ die Bemalung des Barock, indem man an dessen Stelle ein neutrales Grau setzte. Ein Fall, der sich an hundert Beispielen nachweisen ließe. Daß man dadurch eine Holzplastik in „ihrem tiefsten Wesen von Grund auf wandelte“, ist schwer einzusehen. Dem Begriff des Plastischen widerspricht sogar eine Auffassung, nach der ein Kunstwerk, das sein formales Gesetz aus dem Raum empfängt, durch die Behandlung der Fläche im „Wesen“ verwandelt würde. Vielleicht hat der Berichterstatter nur Wesen und Wirkung verwechselt.

Wenn man die barocke Bemalung freilegen konnte, so fragt man sich, warum nicht auch die gotische? Es steht, nach dem Bericht zu urteilen, also nicht einmal fest, ob die Christusfigur eine solche besessen hat. Denn wenn auch weit mehr gotische Plastiken bemalt gewesen sind, als wir dem Augenschein nach annehmen, so ist die Bemalung doch nicht etwa die Regel. Möglicherweise trifft also die jetzige Bemalung nicht einmal allgemein den Originalzustand. Daß der Barockrestaurator nicht in dem Irrtum seines klassizistisch empfindenden Kollegen befangen war, ist wohl einzusehen; fraglich bleibt jedoch, ob er bei seiner Arbeit „verständnisvoller“ vorging. Man sträubt sich gegen eine Darlegung, nach der dieser Künstler aus dem Heilandsantlitz „das herausholte, was der Meister des 14. Jahrhunderts dort hineingelegt hatte.“ Wer den klaffenden Gegensatz zwischen der Gefühlswelt der Gotik und des Hochbarock erlebt hat, kann das nicht verstehen. Wenn der barocke Restaurator ein beachtlicher Künstler war, mußte er dem Geist der Gotik um so ferner stehen. Denn — nun kommen wir zu dem eigentlich munden Punkt malerischer Wiederherstellung von gotischen Plastiken —: Die gotische Bemalung hält sich an den Kanon der Farben Blau und Rot, die durch Gold oder Braunrot gebunden sind. Diese Farben werden aber — und das spricht für den plastischen Sinn der Gotiker — zur Betonung der plastischen Teile, zur räumlichen Gliederung der Figur angewandt. Dagegen ist die Barockplastik farbig im malerischen Sinn und der Fehler gutgläubiger Wiederherstellungen der letzten Jahrzehnte war der, daß man mit der Farbe naturalistisch umging, womit man weder dem Barock noch der Gotik gerecht wurde. Selbst also in den Fällen, wo man einen anerkannten und taktvollen Künstler mit der farbigen Erneuerung betraut, geht man durchaus nicht sicher, daß seine Arbeit den originalen Eindruck entweder nicht erreicht oder verfälscht. Sicher geht er nur, wenn er

auf gotischen Farb Spuren aufbauen kann, was im vorliegenden Falle nicht möglich war. Oder er muß sich einem gründlichen Studium zur Erlernung des gotischen Kanons der Farbbehandlung hingeben, wozu er aber, wie schon angedeutet, mehr plastisches als malerisches Empfinden aufbringen muß. Wie die Wiederherstellung der Kruzifixus gelungen ist, läßt sich aus dem Bericht nicht beurteilen. Es wäre reizvoll, das „jetzige Original“ daraufhin anzusehen. Aus den vergleichenden Lichtbildern ergibt sich, daß die neue, sozusagen ideale Bemalung, die Plastik der Holzfigur erhöht hat, daß sie klassizistisch gesehen gotisch-primitiver geworden. Das wäre ja ungefähr der Sinn einer Wiederherstellung. Daß man aber den seelischen Ausdruck vom „milden Glanz der Verklärung“ wieder in die „ganze Gewalt des Todes“ umgebogen habe, dürfte ein Irrtum, wie auch ein Unterfangen sein. Die Restaurierungsfehler früherer Zeiten — die ja nur ein Ausdruck eines anders gerichteten Stilgefühls sind — sollte man nicht als „Entstellungen instinktloser Zeiten“ geißeln; mit Rücksicht auf das Urteil unserer Nachfahren. S. Gliewe.

Zu den Ausführungen von S. Gliewe

1. Was zu Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Stralsunder Kruzifix geschehen ist, war keine Instandsetzung oder Restaurierung (auch nicht im Sinne der damaligen denkmalpflegerischen Grundsätze), sondern eine ungeschickte, grobe Übermalung und eine gefühllose Zurechtsetzung. Gewiß hat dabei die damals landläufige Meinung von der Farblosigkeit mittelalterlicher Plastik eine gewisse Rolle gespielt; aber man kann dieses Unternehmen, das vor schwerster Verstümmelung des Kunstwerks nicht zurückschreckte, wohl nicht mehr als von „klassizistischem Empfinden“ getragen hinstellen. Hier hat ganz einfach das künstlerische und geschichtliche Verantwortungsgefühl gefehlt, hier sind ehrfurchtlose Hände am Werk gewesen. Solchen Vorgängen gegenüber aber haben wir die Pflicht, unnachlässiglich zu geißeln.

2. Man hat bei der letzten Instandsetzung die mittelalterliche Bemalung deshalb nicht freigelegt, weil keine Aussicht bestand, nennenswerte Reste herauszuholen. Die Bemalung des 17. Jahrhunderts dagegen konnte zu etwa 80 Prozent wieder ans Licht gebracht werden. Es ist einleuchtend, daß man diese barocke Bemalung nicht opferte, bevor nicht feststand, daß man die gotische zu weiten Teilen würde sichtbar machen können. Diese Aussicht bestand aber leider nicht, denn man stieß nur auf geringe mittelalterliche Farbreste. Daß der Kruzifix schon im Mittelalter bemalt gewesen war, ist, auch ohne daß die gefundenen Farbreste es beweisen, ganz selbstverständlich, denn die Bemalung der Plastik war im hohen Mittelalter durchweg die Regel. Erst im ausgehenden 15. Jahrhundert wurde in einigen Gegenden Deutschlands gelegentlich von Bemalungen abgesehen.

3. Es ist ein Irrtum, zu glauben, die moderne Denkmalpflege wolle durch Instandsetzung und Bearbeitung der ihr anvertrauten Kunstwerke deren „originellen Eindruck“ wieder erreichen. Die Zeiten, in denen man den auswendig gelernten „gotischen Kanon“ zur Anwendung brachte, sind, wie in der Baukunst, so auch in der Denkmalpflege gottlob vorüber. Das Ziel der heutigen Denkmalpflege ist: Erhaltung, Schutz und Pflege des überlieferten Bestandes, nötigenfalls vorsichtige Ergänzung und neutrale Ausbesserung (die unaufdringlich immer als solche kenntlich sein muß). Sind aus irgendwelchen Gründen umfassende Erneuerungen, Anbauten oder größere Ergänzungen nötig, so spricht man, bei aller Rücksicht auf die Nachbarschaft älterer Werke, mutig die eigene Sprache der Gegenwart. Jedoch werden diese Grundsätze von Fall zu Fall immer wieder neu

überprüft und beileibe nicht schematisch oder doktrinär zur Anwendung gebracht. Im Falle des Stralsunder Kreuzifix hat uns die Denkmalpflege ganz bewußt kein gotisches Originalwerk wiedergegeben, sondern das Werk im Zustande des 17. Jahrhunderts mit der natürlichen Farbpatina und nach Ausmerzung der Sünden des 19. Jahrhunderts.

4. Der „Geist der Gotik“ ist gerade in kirchlichen Kunstwerken und gerade in Deutschland bis weit in das 18. Jahrhundert hinein lebendig geblieben (was natürlich nichts mit dem mittelalterlichen „Formenkanon“ zu tun hat). Es gibt

heute sogar Kunstbetrachter, die die ganze deutsche Kunst als von „gotischem Geiste“ besessen auffassen möchten. Ohne dieser etwas gefährlichen Spekulation hier das Wort reden zu wollen, kann man doch wohl so viel sagen: Der barocke Restaurator der Stralsunder Christusfigur war (nicht etwa bloß zeitlich) dem Geiste der Gotik erheblich näher als der „Instandsetzer“ von 1890! Er ist nicht nur glimpflicher und feinfühlicher mit dem Werk umgegangen, er hat es auch seinem „Wesen“ nach besser und tiefer erkannt. Das lehrt der erste flüchtige Blick auf die beiden im Januarheft gebrachten Abbildungen.

Gerhard Peters.

KULTURLEBEN IN POMMERN

1937 — das pommersche Herzogsjahr

Am 10. März 1637 starb im Schlosse zu Stettin Bogislaw XIV., der letzte Herzog von Pommern. Mit ihm erlosch das Greifengeschlecht, jenes ursprünglich slawische, im Laufe des Mittelalters eingedeutschte Herzogshaus, das etwa ein halbes Jahrtausend lang mit wechselndem Erfolg Pommern regiert hatte. Für die Geschichte des Landes wurde das Ende dieser Herrschaft insofern von Bedeutung, als Pommern jetzt für fast zwei Jahrhunderte zum Zankapfel zwischen dem erbberechtigten Brandenburg-Preußen und dem auf die Stärke seines Schwertes pochenden Schweden wurde.

In Pommern wird dieses entscheidenden Jahres mehrfach gedacht werden, in erster Linie durch die umfassende Ausstellung, die das Landesmuseum plant. Es ist ein ausgezeichnete Gedanke, bei dieser Gelegenheit einmal den gesamten erhaltenen Kunstbesitz des ehemaligen pommerschen Herzogshauses, soweit er beweglich ist, zusammenzubringen. Dabei wird es wahrscheinlich manche Überraschung geben; denn diese Schau wird zeigen, daß das als kunstoffremd verschriene Pommern in Wirklichkeit höchst beachtliche Meisterwerke erzeugt oder beherbergt hat. Wenn die Pläne der Museumsleitung Tatsache werden, werden wir 1937 allein an berühmten Kostbarkeiten vereint sehen: den Greifswalder Eroyteppich, den sogenannten Pommerschen Kunstschrank aus dem Berliner Kunstgewerbemuseum, den Rügenwalder Silberaltar von 1639, den Greifswalder Rektormantel von 1619. Dazu kommt das im Besitz des Museums befindliche sogenannte Visierungsbuch Herzog Philipps II. mit seinen teilweise ausgezeichneten Herzogsbildnissen, wahrscheinlich auch das Schwert Bogislaws X. im Hohenzollern-Museum (Berlin), schließlich auch pommersche Herzogsurkunden aus dem Staatsarchiv. Unbewegliche Kunstwerke, Bauten, feste Ausstattungstücke und dergleichen sollen in großen photographischen Aufnahmen gezeigt werden.

Auch die Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald meldet sich für 1937 bereits zum Wort, und zwar durch Ausschreibung einer wissenschaftlichen Preisaufgabe. Als Thema ist gestellt die Abfassung einer wissenschaftlich begründeten Genealogie des pommerschen Herzogshauses, die merkwürdigerweise bisher noch nicht vorhanden war. Eine weitere für die Geschichte und Kunstgeschichte Pommerns überaus wichtige Arbeit ist zu erwarten aus der Feder von Hellmuth Bethge, dem Rustos am Pommerschen Landesmuseum, der für 1937 eine Buchveröffentlichung über „Die Kunst am Hofe der pommerschen Herzöge“ vorbereitet. (Dr. Bethge bittet, ihn auf etwa verborgene Quellen zur Kunstgeschichte der Herzogszeit oder auf Kunstwerke aus ehemaligem Herzogsbesitz aufmerksam zu machen.) Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß eine ausführliche geschichtliche Darstellung des Herzogs Bogislaw X. und seiner Zeit von Martin Wehrmann (Stargard) im Manuskript vorliegt, aber noch des Druckes harret. Vielleicht veranlaßt das kommende Jubiläum einen rührigen Verleger, sich des wichtigen Werkes anzunehmen.

Schließlich sei die erfreuliche Aussicht angemerkt, den sogenannten Bogislaw-Remter im Stettiner Schloß mit seiner prächtigen geschnitzten Balkendecke aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis 1937 hergerichtet zu sehen. Damit wäre einer, allerdings lange verabsäumten Ehrenpflicht Genüge getan.

G. P.

Aus der Arbeit der NS-Kulturgemeinde im Gau Pommern

Die NS-Kulturgemeinde, hervorgegangen aus der Vereinigung der Deutschen Bühne mit dem Kampfbund für Deutsche Kultur, hat neben der Aufgabe, den deutschen Volksgenossen die Bühnenwerke deutscher Dichter und Komponisten nahezubringen, auch das Aufgabengebiet des ehe-

PRIVATWIRTSCHAFT IM STARKEN STAAT

Private, schöpferische Leistung entwickelte den Versicherungsschutz der deutschen Privatversicherung zum festen Rückhalt für Volk und Wirtschaft. Darüber hinaus dienen wir dem starken Staat im Sinne der Arbeitsbeschaffung und der Mehrung deutschen Volksvermögens durch Anlage von Milliardenbeträgen in der deutschen Volkswirtschaft.

DIE DEUTSCHE PRIVATVERSICHERUNG

maligen Kampfbundes für deutsche Kultur übernommen. Damit ist die NS-Kulturgemeinde also nicht, wie meist irrtümlich angenommen wird, eine reine Theaterbesucherorganisation, sprich: Interessengemeinschaft zur Erlangung verbilligter Theaterkarten, sondern in hohem Maße die Organisation, welche berufen ist, die höchsten Werte deutschen Kulturschaffens dem deutschen Volke zu vermitteln und selbstverständlich dadurch auch Erziehungsarbeit zu leisten. Damit ist verbunden die Aufgabe, jungen Dichtern und Komponisten den Schritt in die Öffentlichkeit zu ermöglichen.

Es ist nicht die Art der NS-Kulturgemeinde, mit Zahlen zu prohen, jedoch können sie immerhin einen Einblick verschaffen in die Arbeit, die geleistet worden ist. So kann die Gaudienststelle Pommern melden, daß in der Zeit vom 1. September bis zum 28. Februar im Gau Pommern 345 Theatervorstellungen, 53 Konzerte, 34 Vorträge, 12 Filmabende, 12 Werbeveranstaltungen und 3 Kunstausstellungen stattgefunden haben, die insgesamt eine Besucherzahl von 154 914 aufzuweisen hatten. Dazu ist zu bemerken, daß diese Veranstaltungen bestritten wurden vom Stadttheater Stettin, Stadttheater Stralsund, Stadttheater Greifswald, Landestheater Kolberg, Stadttheater Stolp und Landestheater Neustrelitz. Außerdem gastierte die „Deutsche Musikbühne“ unter der künstlerischen Gesamtleitung des ErbpriNZen Rauh mit einem Spielkörper von 120 Personen einschließlich Orchester in folgenden Orten: Stargard, Neustettin, Stolp, Lauenburg, Schlawa, Röslin, Belgard, Kolberg, Raugard und Swinemünde, und zwar in den meisten dieser Orte mit je zwei Vorstellungen. Die Qualität dieser Bühne ist rühmlichst bekannt. Gegeben wurden: „Die Fledermaus“, „Der Wildschütz“ und „Fidelio“. An den Konzerten waren beteiligt das Havemann-Quartett, das Dresdener Streichquartett, Professor Wilhelm Kempf, Rosalind von Schirach, und Generalmusikdirektor Paul Scheinpflug mit seinem Stralsunder Sinfonieorchester. An Vortragsabenden sprachen der junge Dichter Herbert Böhme, Professor Lange, Dr. Skowronnek und die Arbeiterdichter Heinrich Persch und J. H. E. Büttner und einige andere. Die Filmveranstaltungen wurden mit eigens von der Berliner Amtsleitung der NS-Kulturgemeinde (Amt für Kunstpflege in der Reichsleitung der NSDAP) hergestellten Bildstreifen bestritten. Es wären zu nennen „Heimat am Meer“, „Was ist die Welt“, Bilder aus dem alten Dinkelsbühl usw. Die NS-Kulturgemeinde hat es sich zur Aufgabe gestellt, auf dem Gebiet des Filmwesens einwandfreie Kulturfilme herzustellen, die keine Ähnlichkeit mehr mit den fälschlich bekannten „Steuerermäßigungsriemen“ haben sollen.

Bemerkenswert ist noch, daß das Landestheater Kolberg ausschließlich auf den Schultern der NS-Kulturgemeinde ruht, d. h., daß die NS-Kulturgemeinde für sich in Anspruch nehmen kann, einem Kunstinstitut mit einem an Zahl bescheidenen, aber künstlerisch durchaus einwandfreien Künstlerstamm Arbeitsmöglichkeit zu geben.

In der genannten Zeit konnten ferner sechs neue Ortsverbände mit einer Gesamtmitgliedszahl von rund 1500 Mitgliedern ins Leben gerufen werden. Zahlreiche Organisationen und Verbände werden außerdem kulturell von der NS-Kulturgemeinde betreut. Zu nennen wären die Reichsmehr, die Polizei, der NS-Juristenbund, der NS-Lehrerbund, der Reichsbund der Deutschen Beamten, der NS-Frontkämpferbund, der NS-Studentenbund, der Deutsche Reichsbund für Leibesübungen, Deutscher Bund Heimatschutz, die NS-Frauensschaft, der Deutsche Arbeitsdienst, der BDA und andere. Die Grundlagen für wirkungsvolle und vor allem einheitliche Kulturarbeit sind sonach gegeben, und die Hoffnung, daß die NS-Kulturgemeinde in Zukunft die Kulturorganisation im Dritten Reich sein wird, dürfte nicht trügerisch sein. P. B.

Der Spielplan des Stadttheaters im Monat April

Von den Aufführungen, die im April in Szene gehen, seien vornehmlich drei Klassiker-Anszenierungen in Schauspiel und Oper genannt. Mit „Agnes Bernauer“ von

Hebbel setzt das Stadttheater die mit der großen „Nibelungen“-Anszenierung im vorigen Jahr begonnene Reihe der Hebbelschen Werke fort und gerade an diesem Stück zeigt sich, wie nah Hebbels niemals moralisierende, sondern sich im dramatischen Kunstwerk offenbarende Weltanschauung uns heute steht. Für die Bühne ein glückliches Zusammen treffen, durch das sich zwei ihrer wesentlichsten Aufgaben, Rinder des Zeitgeistes und Hüter und Erwecker des klassischen Kulturgutes zu sein, in der Aufführung dieses einen Werkes erfüllen.

Die Oper „Iphigenie auf Tauris“ von Gluck ist ein Spätwerk des Meisters, das in der Reinheit seiner musikalischen Formensprache, der größten Einfachheit und Sparsamkeit in den Mitteln des musikalischen Ausdrucks einen Gipfelpunkt in seinem Schaffen darstellt. Der Geburtstag des Führers am 20. April wird durch die Aufführung von Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg“ in einer großangelegten Anszenierung von Intendant Siems, unter der musikalischen Leitung von Musikdirektor Lengstorf in besonders festlichem Rahmen begangen werden. Die Spieloper findet seit langem im Stettiner Stadttheater eine besonders sorgfältige Pflege. Zu Vorhings „Waffenschmied“, der Volksoper im besten Sinne, die noch einige Male über die Bühne gehen wird, wird Cornelius „Barbier von Bagdad“, ein überaus beliebtes Werk dieser Gattung, treten.

Leichtere Unterhaltung bieten im Schauspiel die Aufführungen des von einem äußerst eigenwilligen Humor getragenen Robert Walterfshen Lustspiels „Susanna oder Der Menschenjuchzverein“ und Böttchers handfester Volkskomödie „Rach im Hinterhaus“. Als modernes Schauspiel wurde Bethges „Hungermarsch der Veteranen“ in Aussicht genommen, dessen Aufführung in Frankfurt am Main besonderen Widerhall fand.

Der Operettenspielplan bringt als Neuinszenierung Rünnekes „Der Better von Dingsda“, eine Operette, die zu den beliebtesten Werken Rünnekes gehört, und als „klassische“ Operette „Eine Nacht in Venedig“, ein besonders schönes Werk des unvergänglichen Johann Strauß.

Wille zur Form.

Unter diesem Kennwort läuft zur Zeit im Stettiner Stadtmuseum eine Ausstellung junger deutscher Maler, die in der strengen Formgebung ihrer Werke dem Beschauer einen guten Einblick in das Kunstschaffen der Gegenwart geben. Hans Hubertus v. Mersfeldt mit seinen flächigen, stark zur Wandmalerei drängenden Bildern — Peter Förster mit der wichtigen „Kirche in Glandern“ — Heins Fuchs, der die zauberhafte Schönheit des Südens wiedergibt — Ernst Thoms, wohl der bedeutendste der ausstellenden Maler, dessen Werke den herben Zug einer norddeutschen Romantik in sich tragen — Wilhelm Schmidt, der besonders in seinen Aquarellskizzen gefällt: das sind die Namen der Künstler, die Dr. Holke, der Leiter der städtischen Kunstsammlungen, herausgestellt hat. — Von den beiden ausstellenden Bildhauern ist unseren Lesern der Stettiner Walter Wadepuhl seit längerem bekannt. Von ihm gefällt neben seinem Selbstbildnis besonders das hervorragende, ausdrucksvolle Porträt des Führers, das wir auf Seite 79 dieses Hefes zeigen. Wir würden uns freuen, bald auch das figürliche Schaffen des Künstlers kennen zu lernen. Von Arno Breker sei vor allem der plastisch-starke „Frauenkopf“ und der kraftgespannte Torso des „Schreitenden Mannes“ erwähnt. — Alles in allem: die Ausstellung ist in jeder Hinsicht wert, recht zahlreich besucht zu werden. ri.

Eine billige Bibliothek

können Sie sich anschaffen, wenn Sie neue Leser für „Das Bollwerk“ werben.

Auskunft erteilt die Vertriebsabteilung, Stettin, Breite Straße 51.



Wo sind die Ostereier?

Fot. Ehlert, Berlin

Voltzopfer

Hauptverkehrsstunde an einem großen Zeitungsstand im Stadtgetriebe. Es ist ein Tag nach der Befreiungskundgebung des Saarlandes, und der Verkäufer hat alle Hände voll zu tun, den vielen Wünschen und Nachfragen nach neuen Zeitungen gerecht zu werden.

Neben mir steht ein altes, kleines, ein wenig zitteriges Frauchen. Auf die Frage des Verkäufers, welche Zeitung er ihr geben dürfe, kommt es bescheiden raus: „Ach, bitte schön, lieber Herr, könnten Sie mir nicht eine Nummer schenken? Wo etwas drinsteht von der Saar?“ — „Schenken?“ — der Verkäufer schüttelt bedauernd den Kopf. „Nicht eine einzige?“ — bittet die Frau. „Ich bin doch daher und möchte so gern lesen, wie's gestern war.“ Doch der Verkäufer belehrt sie, daß er ihr keine Nummer schenken kann. Seine Exemplare sind ja auch abgezählt und er muß abends auf Heller und Pfennig abrechnen. Ob sie wirklich nicht für zehn Pfennig ein Blatt kaufen könne?

„Ach — das wolle sie doch lieber nicht“, meint das Mütterchen. „Jeden Groschen dreht man doch ein paar mal in der Hand um, bevor man ihn ausgibt.“ — Damit ist sie plötzlich fort.

Dummkopf — denke ich bei mir, könntest du der Frau nicht die Zeitung kaufen? Und versuche, sie im Menschengedrange noch irgendwo zu entdecken.

Im Augenblick werde ich aufgehalten. „Bitte schön — ein Edelweiß für die Winterhilfe?“ Die Büchse rappelt. Ich ziehe also meine Geldbörse und geb's im stillen auf, der alten Frau dennoch zu ihrer Zeitungslektüre zu verhelfen. Da fällt mein Blick auf eine verarbeitete, zitterige Hand, die vor mir ihre Groschen in die Büchse steckt. Beim Aufschauen begegnen sich unsere Blicke. Die Augen, das runzlige Gesicht, das weiße Haar — wirklich — es ist das Mütterchen, das ich suchte.

„Jeden Groschen dreht man doch ein paarmal in der Hand um...“ geht es mir durch den Kopf. Darum wollte sie doch lieber keine Zeitung kaufen. Und fünf Minuten später gibt sie den doppelten Betrag leichten Herzens — das sieht man — her. „Wir opfern für die Winterhilfe!“ — aber tun wir's wirklich immer mit so viel persönlichem Verzicht wie diese alte Frau?

Ganz erstaunt sieht sie mich an, als ich ihr die Groschen in die Hand drücke und sie bitte, sich ihre Zeitung zu kaufen. Dann dankt sie freundlich, glücklich...

Ich aber danke dir, altes Mütterchen, für die Lehre, die du mir gabst, die Lehre vom letzten Scherflein der armen Witwe, du gabst viel mehr als ich... Th.

Der Widerhall des deutschen Wehrgesetzes

In den Warschauer politischen Kreisen wird die nach der Verkündung des deutschen Wehrgesetzes in Europa eingetretene Lage nach wie vor ruhig beurteilt. Dieser Stimmung und Auffassung gibt auch die offiziöse „Gazeta Polska“ Ausdruck. Der französischen Protestnote schreibt das Warschauer Regierungsorgan keine große Bedeutung zu, es bezeichnet sie als platonisch und rein formell. Etwas mehr Bedeutung könnte nach Meinung des Blattes dem Antrage auf Einberufung einer Sitzung des Völkerbundesrates zukommen, doch sei dieser Schritt Frankreichs mehr darauf berechnet, England zu binden als Deutschland. In diesem Zusammenhang vertritt die „Gazeta Polska“ auch die Ansicht, daß Frankreich sich gegenwärtig so sehr um die Zusammenarbeit mit London und Rom bemühe, daß die Verbindung mit der Sowjetunion demgegenüber zurücktrete. Der Pariser Berichterstatter der „Gazeta Polska“ will sogar wissen, daß dadurch in der Pariser Sowjetbotschaft eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen worden ist.

Der Eindruck, den die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland auf die politischen Kreise in Litauen gemacht hat, kommt jetzt auch in längeren Artikeln der führenden Zeitungen zum Ausdruck. Der halbamtliche „Lietuvos Aidas“ zeigt sich sehr mißgestimmt und spricht von einem Vabanquespiel Deutschlands. Betrübt stellt das offiziöse Blatt fest, daß „die Wirklichkeit einen ganz anderen Weg gegangen ist, als ihn der Versailler Vertrag vorgesehen hat“. Deutschland habe sich jetzt vom Teil V des Versailler Vertrages losgesagt. Ähnlich äußert sich auch der klerikale „Rytas“ und sagt dabei, daß vom Versailler Vertrage nur noch Fetzen übrig geblieben seien. Gleichzeitig glaubt das Blatt, daraufhin den Schluß ziehen zu können, daß angesichts solcher Tatsachen die Idee des Ostpaktes unbedingt verwirklicht werden müßte. Die linksliberalen „Lietuvos Zinios“ wollen die Ereignisse der letzten Zeit hauptsächlich durch die Schwächung der Demokratie in Europa erklären.

In den Baltischen Staaten hat ebenso wie in Litauen die Verkündung des deutschen Wehrgesetzes außerordentliches Aufsehen erregt. Die estnische Presse äußert sich ausführlich zu dieser Wendung. „Waba Maa“ hebt hervor, daß nunmehr vom Versailler Vertrage nur noch die territorialen Bestimmungen nachgeblieben seien. Man spreche von Schritten der Weltmächte, doch werde wohl nicht mehr als ein papierner Protest dabei herauskommen. Das Blatt „Raja“ äußert sich zur Frage der Proteste ähnlich und vertritt zugleich den Standpunkt, daß die Einführung der Wehrpflicht in Deutschland noch keineswegs die Kriegsgefahr bedeute. Der „Postimees“, das Blatt des ehemaligen Ministerpräsidenten Tõnison, sieht die Situation als sehr ernst an. Die Staaten der Entente würden von einer schroffen Gegenaktion vermutlich absehen müssen. Zum Schluß bemerkt das Blatt: „Wenn man die im Weltkriege erwiesene hohe Qualifikation der deutschen Heerführer und Soldaten in Betracht zieht, so muß man jetzt mit einem neuen großen europäischen Machtfaktor rechnen, der die Gesamtlage sehr wesentlich verändert.“ In Lettland äußert sich die Presse im ganzen in einer etwas schärferen Tonart.

Warschauer Kritik der Abrüstungskonferenz

Die offiziöse „Gazeta Polska“ erinnert heute in einem „Ein System und seine Folgen“ überschriebenen Artikel daran, daß der polnische Außenminister Beck in einer dem Blatte gewährten Unterredung am 14. Dezember 1932 sich über die Abrüstungskonferenz sehr skeptisch geäußert hat. Er führte damals aus, daß die Art der Arbeit dieser Konferenz, die zu einer engeren Konferenz innerhalb der Konferenz und zu widersprechenden Erklärungen verschiedener

Mächtegruppen geführt habe, die Befürchtung aufkommen lasse, daß bei einer solchen Arbeitstechnik Verwicklungen entstehen könnten, die dem ganzen System der auf dem Völkerbundsvertrag aufgebauten internationalen Zusammenarbeit Schaden zufügen: „Seitdem ist viel Zeit verfloßen und Vieles geschehen, was die von Beck befürchteten Komplikationen tatsächlich zur Folge hatte. Heute ist das Resultat dieses Systems eine allgemeine bedeutende Aufrüstung.“ Nach der Erklärung der deutschen Reichsregierung vom 16. März werde die ganze Frage wieder dorthin zurückkehren, von wo sie ausging, auf den Tisch des Völkerbundsrates. Und nun würden schließlich auch die berufen werden, einen Ausweg aus der Situation zu finden, die zur Entstehung dieser Situation keineswegs beigetragen haben. Der Völkerbund dürfe doch schließlich nicht dazu benutzt werden, daß man ihm das zur Erledigung zuschiebe, was man in Verhandlungen außerhalb seines Rahmens verdorben habe. Das polnische Blatt erinnert weiter an die Erklärung Becks in seiner Rede vom 16. Februar 1933, in der er ausgeführt hatte, daß „für die Abrüstungskonferenz nur zwei Alternativen bestehen: entweder ein bescheidenes, auf einfachen, leicht zu umschreibenden und leicht zu kontrollierenden Grundsätzen aufgebautes Programm, oder aber ein Mißerfolg, der eine Atmosphäre der Unzufriedenheit und Verminderung des Vertrauens verursacht, also ein Ergebnis, das in geradem Gegensatz zu den Absichten und Intentionen der Mehrheit der in Senf zusammenarbeitenden Völker steht.“ Dieser Mißerfolg ist eingetreten, sagt das Blatt, und Polen ist einer der wenigen Staaten, der seit Einberufung der Abrüstungskonferenz seinen Heeresetat auch nicht um einen Groschen vergrößert hat. Die diplomatische Arbeit der polnischen Regierung werde sich jetzt darauf richten, nach Möglichkeit an der Beseitigung der Unlust und des Mangels an Vertrauen, die sich aus dem System der Konferenzarbeit ergeben habe, mitzuwirken.

Man darf diesen Artikel wohl auch als Hinweis darauf nehmen, daß Polen bei der weiteren Entwicklung der aktuellen europäischen Probleme sich einschalten und nicht unberücksichtigt bleiben will.

Um die Aufteilung der Großgüter in Polen

Nachdem der polnische Landwirtschaftsminister Poniatowski das Problem der Agrarreform durch Parzellierung der großen Landgüter wieder aufgeworfen hat, wird diese Frage in den politischen und parlamentarischen Kreisen wie in der Presse wieder viel besprochen. In den Kreisen der Großgrundbesitzer wird der Minister scharf angegriffen, ihr Sprachrohr ist das konservative, dem Regierungslager angehörende Blatt „Czas“, Auch das führende Regierungsorgan, die „Gazeta Polska“, beschäftigt sich mit dieser Angelegenheit. Das offiziöse Blatt schreibt dazu u. a. folgendes: „Man darf nicht immer wieder mit der Chese operieren, daß der Großgrundbesitz sich ganz in polnischen Händen befindet, denn in den westlichen Wojewodschaften befinden sich 40 Prozent in deutschen Händen und in den östlichen gehört ein großer Teil des Landbesitzes Russen und auch Juden. Eine durchdachte und richtig durchgeführte Parzellierung der Güter könnte eine wesentliche Verstärkung des polnischen Elementes ergeben. Auch würde sie ein Zusammengehen zwischen Staat und Bauernschaft mit sich bringen.“ Dieses Zusammengehen hat der Landwirtschaftsminister gerade im Auge, wenn er sich für die Güteraufteilung einsetzt. In der Presse der deutschen Minderheit Polens wird hervorgehoben, daß die Auslassungen der „Gazeta Polska“ dem alten Programm des Bauernführers Witos recht nahe kommen, der als Gegner der heutigen Regierung bekanntlich Polen verlassen hat. Gegen die Verquickung des landwirtschaftlichen Problems mit der Nationalitätenfrage werden in derselben Presse Bedenken geäußert.

Sorgenfrei

(Schluß)

Seht doch, wie hoch wir sind, und Wolken kommen zum Fenster herein!

Dort am offenen Fenster saß in einem Lehnstuhl eine Frau, jung noch und lieblich anzusehen.

Sie ruhte, sie schlief mit einem stillen, heiteren Gesicht....

Nun kümmerte der Leutnant sich um gar nichts mehr, er stand am Fenster und blickte hinaus.

Alles Weitere ordnete Bartels. Er hob die Frau aus dem Stuhl und bettete sie auf einem guten Lager, er holte alles herbei, was nützen konnte, Decken und Kissen, aber dann schüttelte er den Kopf. Mit schweren, scheuen Männerhänden hatte er den Körper der Frau erhoben und wieder zurücksinken lassen.

Der Leutnant sah nicht hin, sondern immer zum Fenster hinaus. Draußen ergraute unter dem Himmel das Land, der ferne Wald verhüllte sich, nur auf dem Meer lag noch ein Glanz.

Die Hände der Frau, kleine Hände, waren sehr kalt, und der Puls schlug nicht mehr. Sie würde aus ihrem Schlummer nicht mehr erwachen, — Bartels wußte es, aber immer noch ging er suchend umher, murmelte und sann. Wollte er denn nicht glauben, daß der Tod in seiner freundlichsten Gestalt durch die großen Fenster getreten war und die Frau gerufen hatte?

Genügte ihm denn nicht, was er sah?

Nein, er brauchte noch irgendeine Gewißheit, es ließ ihn nicht ruhen; er suchte und blickte ebenfalls aus dem Fenster, aber nicht in die weite Ferne hinaus, sondern kurzen Wegs auf den Hof. Endlich nickte er, wendete sich zu dem Leutnant und sagte, mit der Hand weisend: „Es kann nicht anders sein, da aus dem Dach haben sie geschossen, wo die Ziegeln fortgenommen sind. So war es, und anders kann es nicht sein.“

„Jaja“, sagte der Leutnant. „Anders kann es nicht gewesen sein.“

Darauf ließ Bartels die Schützen gegen das Verwalterhaus angehen und auch dieses Gebäude untersuchen. Er war ganz ärgerlich, als sie nichts fanden, ging selbst auf den Dachboden und spähte durch die Lücken dort zu den höchsten Fenstern des Schlosses hinauf. „Für einen Scharfschützen schon ein Kunststück, für besoffene Strauchdiebe unmöglich!“ murrte er.

Als einer der Leute erwiderte, es könnten sich unter den Revolutionären auch russische Soldaten befunden haben, und wie mancher Vümmel, der das Wildern gewohnt sei, träge auf solche Entfernung ins Schwarze, schüttelte er nur wieder den Kopf. Ehe der Mann nicht zum Leben erwacht sei und den Mund aufstäte, würde man über den Tod dieser Frau nichts erfahren können, sagte er.

Dieser Verwalter jedoch, der ihnen da über der versperrten Treppe wortlos in die Arme gesunken war, lag noch immer ohne Regung und mit geschlossenen Augen. Der Leutnant war herabgekommen, hatte sich neben ihn gestellt und ihn angesehen.

Darauf war er in das Verwalterhaus gegangen und hatte lange dort geweilt, aber wie sah es dort aus: nichts als Trümmer von Möbeln, Besudlung überall, Scherben und Splitter, — das Haus war wie ein geschändeter Leib.

Es dunkelte mehr und mehr, aber der Leutnant verharrte lange noch vor dem offenen Fenster, hoch oben, und starrte in die Gegend hinaus. Es war das in der Tat ein Ausguck, ein Beobachtungsstand, wie es wenige gibt.

Unterdessen trugen sie die Frau die vielen Treppen hinab, den Körper, Sie begruben ihn und auch den alten Mann auf einer Anhöhe unter den Bäumen, nahe über dem Meer. Es war ein schöner, stiller Platz, und alle fanden ihn gut gewählt.

Blumen gab es keine, aber einer sammelte in der zerstörten Wohnung aus den Topfscherben etwas Grünes auf, eine kleine, an den Spitzen schon vergilbende Tanne, und warf sie in das Grab. Dann brachen sie von den Kiefern dort am Hügel noch einige Zweige und taten auch diese in die Erde mit hinein.

Der Leutnant sprach kein Gebet, also sprach Bartels ein Gebet.

Ein kleines Kreuz konnten sie nicht mehr zimmern, es wurde Nacht, und sie mußten eilen, ihre Straße wiederzufinden.

Einige Aufzeichnungen des Leutnant H., im Wortlaut mitgeteilt:

.... Dezember, kein Regen, kein Schnee mehr, aber ein eisiger Wind. Ich spreche mit Ramm kein Wort, der Mensch ist mir fürchterlich, völlig stumm, wie versteinert, seit er wieder bei Bewußtsein ist.

Warum meide ich ihn?

Unseren Leuten flößt er nur Mitleid ein. Sie wissen, was ihm zugestoßen ist, und weiß ich denn mehr als sie?

Sie gehen schonend, fast zärtlich mit ihm um. Für sie ist er ein Mann, der alles verloren hat. Sie haben ihn auf einen Bagagewagen gesetzt, ihm einen Woilach um die Knie gewickelt, und der Kutscher neben ihm hat ihm sogar die eigene Schlafdecke über die Schultern gehängt, damit er nicht so friert.

Es ist sehr kalt, der Herbst ist zu Ende. Estland haben wir hinter uns. Wir reiten jetzt auf Riga zu, es ist Zeit, daß wir hinkommen, sonst frißt uns der Winter. Die Russen sind südlich vom Peipussee nach Livland hineingestoßen und wollen uns den Weg verlegen, das ganze Land ist in Aufruhr.

Ich reite meistens bei der Nachhut oder melde mich zur Patrouille. Und doch zieht es mich immer wieder zur Gefechtsbagage nach vorne. Dort fährt dieser Ramm auf dem Schmiedewagen, seit jenem Tage. Was will er von mir?

Sind es seine Gedanken, die mich rufen? Was will er denn von mir?

Ich weiß nichts, ich bin nichts, ich bin vor allem kein Richter und auch kein Arzt, ich habe rein gar nichts mit dem Menschen zu tun.

Übrigens könnte es mich jäh überkommen, ihn zu erschießen, wenn er mich so ansieht mit seinen Jammeraugen.

Ich habe wieder einmal mit Bartels gesprochen, Bartels ist wie ein Stück Brot in Hungerzeit, ist wie ein ruhender Stein zwischen der Sturzflut der Gedanken. Bartels sagt, ihm sei alles so ziemlich klar. Der alte Mann dort oben habe einen Gewehrschuß durch die Brust gehabt, sei trefflich verbunden und gepflegt worden und endlich gestorben. Nicht einmal an der Wunde sei er gestorben, sondern wohl nur an allgemeiner Schwäche, ein alter Mensch. — Gewiß ja, mit dem alten Eli, dem Rutscher, mag es so gewesen sein, er war ein besonderer Freund dieser Frau. Aber weiter, weiter, Bartels, was weißt du noch?

Ach, es sei ihm so ziemlich alles klar, und ein Geheimnis gebe es für ihn nicht mehr, sagt Bartels, dieses Gnadenbrot, dieser Fels im Meer. Die Frau war durch einen Schuß durch das offene Fenster getötet worden, lind und schmerzlos auf der Stelle gestorben. Vielleicht hatte sie gerade an etwas Schönes gedacht. Wie leicht wäre ihr Leben erhalten geblieben! Die Bande war unten im Keller auf Wein und nochmals Wein gestoßen und hatte sich kopfüber in den Rausch gestürzt, einige hatten das Vieh aus den Ställen gejagt, andere waren sich auf die Schultern gestiegen, um mit ihren schmutzigen Füßen die weiße Decke zu zeichnen; toll und voll waren sie dann aufgebrochen, Zerstörungswut und Trunkenheit sind nichts als geballte Willkür. Einer nur war drüben im kleinen Haus geblieben, hatte vom Dach aus die Fenster des Schlosses beobachtet und, als seine Zeit gekommen war, gezielt und abgedrückt. Der Teufel muß sorgfältig gezielt haben, sagt Bartels...

UNSER NEUER ROMAN:

„Die Fischer von Farsholm“

von Waldemar Augustiny

Ein wuchtiger, spannender Roman
vom einfachen und wortkargen
Leben an der See, von harter
und leidenschaftlicher Kraft!

B E G I N N A M 1. M A I

Ich mußte an der kleinen Bagage vorbeireiten, ich mußte, und sah wiederum Ramm. Er saß auf dem Rutscherbock und hielt die Reinen in seinen zitternden Händen. Er ist ein Greis, ein gewesenes Leben, abgenutzt und fortgeworfen. Der Rutscher ging neben dem Wagen her und schlug sich die Arme über die Schultern, weil ihn fror. Und Ramm trägt nun auch einen großen Pelz, sieht aus wie alle diese Fahrer. Er lenkt die Pferde und will sich überall nützlich machen.

Die Leute haben ihn gern. Sie vermöhen ihn wie ein krankes Kind. Aber er spricht kein Wort.

Bartels, der alles weiß, findet auch die Haltung dieses Mannes ganz verständlich. Wenn einer erlebt, was der erlebte, mag er wohl für eine Zeit stumm werden; aber einmal wird er wieder erwachen und den Mund auf tun.

Bartels kennt das nicht anders vom Leben, als daß es sich trägt, immer wieder trägt.

Der Mann brauche sich ja auch keinen Vorwurf zu machen, meint er. Wäre er in seinem Hause geblieben, hätten die Hunde ihn dort zerrissen. Wäre er, statt in die höchsten Räume des Schlosses, auf das Vorwerk oder in den Wald gejagt, hätten sie ihn auch dort einmal gegriffen. Nein, das mit dem Versteck dort oben, hinter der Barrikade von Wein, war nicht übel gedacht und wäre auch um Haaresbreite gelungen. Aber es sollte nicht sein.

Was geschehen muß, geschieht, — sagt Bartels, dieser unverwundliche Stein.

Was geschehen muß, geschieht, — dachte auch ich, als ich heute Ramm in die Augen sah. Da bin ich, wie ich war und bin, schienen die Augen zu sagen, trage ich an mir selbst die Schuld?

Wir reiten und reiten, lange Strecken laufen wir auch zu Fuß, denn die Pferde wollen nicht mehr, und die Wagen bleiben zurück. Die Krähen sind immer hinter uns her und tanzen auch vor uns auf den Feldern. Seit wir Estland verließen, hatten wir kein Geseht mehr. Aber die Krähen sind überall und warten nur, daß wir müde zusammenfallen. Ich wünschte, die Russen wären vor uns in Walk und es käme zum Kampf, der alles endete.

Alles ist still um uns, der Wald ist eingefroren, kein Baum rührt sich, die Dörfer sind verlassen. Ein verlogener Frieden. Wir ziehen zeitig unter, damit wir noch bei Tageslicht uns sichern können. Gehe ich von Hof zu Hof, um nach dem Rechten zu sehen, finde ich alles schlafend. Die Leute schlafen, die Pferde schlafen.

Nur einen treffe ich oft, der nicht schläft. Wo die Wagen draußen zusammengeschoben stehen, geht er hin und her und macht sich zu tun. Er nimmt Ketten von der Deichsel und die Peitsche vom Bock, schnürt die Plane auf und trägt Säcke. Wie oft sah ich ihn tief gebeugt, wankend unter einer solchen Last.

Einmal traf ich ihn auch in einer Scheune, auf einem Sattel kauend, während rings um ihn alles schlief. Ramm erhob sich, kam auf mich zu und schien mich ansprechen zu wollen. Da machte ich kurz kehrt und ging davon.

Noch einmal mußte ich Bartels fragen.

Er sagte, einen kleinen Einschuß habe er gefunden, er sei von den schweren braunen Haaren ganz verdeckt gewesen.

Nichts da, er spricht von einem Körper. Ja, der Körper ist uns verlorengegangen, er ruht unter rauschenden Bäumen am Finnischen Meer. Aber sie, die Frau, ist ja hier unter uns, immer mit uns! Keine

Stunde unseres Marsches ist ohne sie. Ich schließe die Augen, und schon ist sie da; ich frage: Lebst du? — Ja, ich lebe, antwortet sie. Und sie lächelt und summt und öffnet den Mund: Ich sah — so erzählt sie — den kleinen Jorsik vom Felde seiner Eltern kommen, und er trug auf dem Rücken einen Sack mit Kartoffeln, so schwer. Sein kleiner Leib ging gebeugt, seine Rinderstirne war ganz von sorgenden Falten bedeckt. Als ich ihm sagte, das ist für dich zu viel, und ein Mann darf sich nicht mehr aufbürden, als er tragen kann, — da lächelte er. O, es ist ein Wunder, wenn ein immer ernstes Kind plötzlich lächelt!

So erzählt sie, in ihrer Art, kleine, belanglose Dinge. Wir hören ihr zu und vergessen, was uns wichtig gewesen ist. Sie ist das ruhende, gesammelte Sein, sie ist das Schicksal unseres Lebens, das wir lieben müssen — sie ist das wirkliche Leben. Ist es möglich, daß einer an ihr vorübergeht?

Du liebes Gesicht, du kleines großes Herz! So sprach ich zu ihr gleich in den ersten Tagen in Sorgenfrei, wie hast du dich hierher verirren müssen? Nein, ich sprach das nicht laut aus, ich dachte es nur. Ich lag auf den Knien vor ihr, aber sie brauchte es nicht zu sehen. Wer weiß? Liebe ist so und so und mancherlei, Liebe ist auch Heißhujchheit, Liebe ist zugleich Feuer und zugleich Wind! Wie schön bist du, dachte ich anfangs, und was willst du hier? Dein Reichtum vergeht, und niemand hat ihn gesehen. Wer ahnt dein Glück, und wer gibt es dir wieder?

Wer weiß, wie es gekommen wäre! Aber dann lernte ich sehen, ich lernte etwas aus meinen Tagen. Ich sah mehr als bloß ein liebliches Gesicht, als kleine zärtliche Hände, als eine Weiblichkeit, die in jeder Haltung durch Demut und Würde bezauberte.

Ich sah die Frau, wie sie lebte, von tief innen heraus. Sie schöpfte mit ihren Händen, ihre kleinen Hände waren nicht für leeres Schmeicheln da, nein, sie schöpften von innen und stellten eine Seele an den Tag. Ihr Menschen, seht hin, werdet stärker und weiser, werdet schöner daran! Seht, was das Leben euch schenkt, sein wahres, unverfälschtes Bild, seht die ewige und unzerstörbare Seele des Menschen und fürchtet euch niemals mehr!

Und da war dieser Mann, und er hörte nicht auf, sich zu fürchten. Er liebte die Frau, das mußte ich bald erkennen, wie nur ein unglücklicher Mensch lieben kann — er lebte von ihrer Kraft, und diese Kraft, weil immer wieder angelockt, stieg wie ein ewig sich erneuerndes Wunder aus der Tiefe.

Aber er wurde stets nur für eine kurze Weile angehalten, nicht jedoch verwandelt durch diese Kraft.

Seine Augen wollten nicht sehen, und sein Wille war von keiner Gnade gesegnet.

Nun wird es sich bald entscheiden, wir erreichen die Gegend von Walk, aus der Ferne hört man schießen.

Ramm ist tot.

Wir zogen unbehelligt durch ein Dorf, nur auf die Wagenkolonne wurde aus den Häusern geschossen, und Ramm fiel. Die Fahrer nahmen ihn mit und begruben ihn heute abend. Ich war auf Patrouille und habe ihn nicht mehr gesehen.

Der Rutscher, auf dessen Wagen Ramm durch die Länder fuhr und dann durch einen Herzschuß getötet wurde, kam zu mir, berichtete und gab mir ein kleines Bündel. Es enthielt nichts als einen verschlossenen Brief und eine Pistole. Ich habe die Pistole gleich in den Wald geworfen, und den Brief habe ich ungelesen

zerrissen. Ich will es nicht erfahren. Hat dieser irrende Liebende seine Frau getötet, um sie vor dem Tode zu bewahren, hat ihn das Entsetzen dann gepackt und gehindert, den begonnenen Selbstmord an sich selbst zu vollenden, hat er nun erleben müssen, daß sie beide gerettet worden wären — ich will es niemals erfahren, es soll ein Geheimnis bleiben. Es wäre des Leidens zu viel.

Ein irrender Mensch oder ein Held? In dieser Stadt Wenden, der wir nun nahekommen, sprengten einst die Ordensritter, die frühen Väter dieses Ramm, sich mit Frauen und Kindern in die Luft, damit sie den Russen nicht in die Hände fielen.

Gibt es vor dem Schicksal eine Flucht, die nicht selbst Schicksal wäre?

Groß und dunkel ist die Welt. Ramm, ich werfe auf dich keinen Stein. Ich trage keine Steine mit mir, sie auf andere Menschen zu werfen. Menschen, was sind sie! — Großer Schöpfer und Gott, daß Du deine Menschen so laufen läßt!

Aber ich habe deine Frau, Ramm, sehr geliebt, und, wenn du es wirklich tatest, du hättest es nicht tun dürfen, du Erdenwurm. —

Du kleines Werkzeug, du Mädchen am gewaltigen Werk, du hast sie uns ja nicht genommen! Sieh, wir reiten immer noch, und die Frau ist mitten unter uns. Ihr schönes Gesicht ist heiter und ernst. Sie hat den Ernst eines Kindes, sie lächelt um das, was wir wichtig nehmen, und weint um eine vom Sturm gebrochene Buche. Ganz verstehen wir sie nie.

Aber wir leben von ihr, wir lieben sie auch. Liebe ist nicht nur Wind.

Ja, wir leben und lieben von ihrer Gnade.



Neue Bahnen

weist uns die Technik. Hier hat sie uns ein besonders für die Hausfrau bestimmtes Gasgerät geschenkt. Es ist der **Gas-Heißwasserapparat**, der zu jeder Tages- und Nachtzeit mit einem einzigen Handgriff sofort Heißwasser in beliebiger Menge quellfrisch aus der Wasserleitung bis zu einer Temperatur von 60—70 °C spendet. Damit können Sie auch

das fettigste Geschirr in kürzester Frist tadellos säubern. Tausende in unserem Gasversorgungsgebiet erfreuen sich bereits dieses Geschenks deutschen Erfindungsgeistes. Machen doch auch Sie es sich zunutze! Wir liefern es Ihnen für **nur RM 2,15 monatlich** • **Schon nach 36 Monatsraten ist der Gasheißquell Ihr Eigentum.**

Gasgemeinschaft

Städtische Werke A.-G., Stettin

BUCHBESPRECHUNGEN

Die unsterbliche Landschaft

Ein Bilderwerk, herausgegeben von Erich Otto Volkmann, das den Untertitel „Die Fronten des Weltkrieges“ trägt (Bibliographisches Institut, Leipzig). Es ist eine große Aufgabe, der sich der Herausgeber unterzogen hat: Die unvergesslichen Eindrücke, die der Frontsoldat des Weltkrieges von der Landschaft der verschiedenen Kriegsschauplätze empfing, in Wort und Bild festzuhalten. Die bisher erschienenen vier Bände (Flandern — Von Tannenberg bis Helsingfors — Italienfront — Vogesenkrieg) lassen das Ringen des Weltkrieges aus dem Gesicht der Landschaft neu entstehen. Die durchweg meisterhaften Aufnahmen spiegeln jede für sich das spezifisch Eigenartige der Kriegsschauplätze wider. Nimmt man dazu die zusammenfassende Schilderung der Kämpfe in dem jeweils behandelten Gebiet, so dürfen wir mit Recht betonen, daß hier ein Werk entsteht, das allen Frontsoldaten, aber auch der Nachkriegsgeneration von bleibendem Wert ist. Preis der mit durchschnittlich 100 Abbildungen versehenen Bände 3,60 Mark. ri.

Liebe die Heimat! Lies ihre Geschichte!

Verzeichnis der wichtigsten Werke und Aufsätze über die Geschichte der mecklenburgischen Heimat, von Hans Belz; Carl Hinrichs Verlag, Rostock. Preis 1,80 Mark. Es ist eine nicht zu unterschätzende Kulturtat, sämtliches Schrifttum über eine Landschaft zu sammeln und dem zugänglich zu machen, der sich in das Wesen seiner Heimat vertiefen will. Hans Belz hat mit dem genannten Werk seinen mecklenburgischen Landsleuten eine klare Übersicht geboten, die den vielseitigsten Interessen gerecht wird. Abschnitte wie „Bauerntum und Handwerk“, „Staat und Kultur“, Familienforschung und Rassefragen werden den wahren Heimatfreunden ein Wegweiser sein, die geschichtlichen, landschaftlichen und kulturellen Werte Mecklenburgs erschließen zu helfen. ri.

Deutschland wird

Gedichte und Skizzen von Martin B e t h k e. Armannen-Verlag, Leipzig. Preis: geb. 3,— RM.

Wer es nicht weiß, der fühlt es: ein junger Mensch hat dieses Buch geschrieben, ein junger Mensch gestaltet hier Geschichte auf nationalsozialistischer Grundlage. In gedrängter Geschlossenheit steht ein Jahrtausend deutscher Geschichte vor uns, aus dem Blickwinkel der jungen kämpferischen Generation heraus intuitiv erhellte. Wichtig und männlich stark sind die Gedichte und Skizzen.

„Deutschland wird“ ist das Beispiel einer neuen Art geschichtlicher Betrachtung, wie sie uns heute nützt. er.

Deutsche Romantiker-Zeichnungen

Im Prestel-Verlag, Frankfurt am Main, erschien eine Auswahl deutscher Romantiker-Zeichnungen, die von Edmund Schilling zusammengestellt worden sind. Gerade wir Pommern, die wir in Caspar David Friedrich und in Philipp Otto Runge zwei bedeutende Vertreter der Romantik besitzen und von denen wir hier sechs Zeichnungen



Ph. O. Runge: Schlafendes Kind

(Aus Schilling: Deutsche Romantiker-Zeichnungen)

kennen lernen, müssen dieses prächtige Werk begrüßen. — Schilling gibt zunächst eine Einführung in Geist und Art der Romantik und sodann kurze Notizen aus dem Leben und Schaffen der Künstler. Fünfzig sehr gute Reproduktionen eindrucksvoller Zeichnungen von 22 Künstlern lassen den Kenner sowohl wie den Laien den Hauch einer längst vergangenen romantischen Epoche verspüren. ri.

LANDSCHAFTLICHE BANK FÜR POMMERN

(Central-Landschafts-Bank)



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech - Sammel - Nr 254 21

Postcheck - Konto Stettin 1436

Körperschaft öffentlichen Rechts
Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Banksparkonten
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß der Mieter

Menschen — Erde — Sterne

Gedichte von Hans Venatier, Korn-Verlag, Breslau, Preis 1,— Mark. Wir leben leider in einer Zeit, die der Lyrik nicht die Beachtung zollt, die sie verdienen müßte. Diese Tatsache ist immer wieder und überall festzustellen. Um so mehr ist es daher den Verlagen zu danken, wenn sie sich der Lyrik annehmen — besonders der Lyrik unserer jungen Generation. Die Gedichte Hans Venatiers tragen die Kraft unserer lebenden Jugend in sich und zeugen von einem mutigen Bekenntum — gleich, ob sie den Kampf der letzten Jahre malen oder die Landschaft in ihrem jahreszeitlichen Wechsel. Solche Gedichte gehören in die Hand der Jugend. er.

Mein Leben auf dem Ozean

Fahrten und Abenteuer von Commodore Rolin. Verlag Broschek & Co., Hamburg; Preis: Reinen 4,— RM. Nach 54 Jahren Fahrzeit hat Commodore Rolin, der große Führer der deutschen Handelsflotte, Abschied von der Seefahrt genommen. Ein arbeitsreiches, wechselvolles Leben liegt hinter ihm, unerschöpflich an Erlebnissen und Abenteuern. So ist auch sein reichbebildertes Buch: die Kraft einer starken Persönlichkeit strömt es aus, sei es Rolin als kleiner Schiffsjunge oder als Commodore, als Führer großer und größter Dampfer. Immer ist er der Mann mit dem unvergänglichen gesunden Humor, der ihm Waffe ist gegen alle Unbill des Lebens. er.

RÄTSEL

Frage und Antwort

Wie nennt man einen unumschränkten Gewaltherrscher?
Welcher römische Kaiser herrschte zur Zeit Christi Geburt?
Wie kann man für „Schießbedarf“ noch sagen?
Wie heißt der Sonntag vor Ostern?
Wer war der Erbauer des ersten brauchbaren Dampfschiffes?
In welchem Land liegt die Stadt Vissalon?
Wer ist der Erfinder des Blitzableiters?
Wer bebaut den Acker?

Welcher Fluß mündet bei Naumburg in die Saale?
Welchen Namen führt der Dachs in der Tierfabel?

Auf diese Fragen suche man die richtigen Antworten, indem man aus den nachstehenden Silben die entsprechenden Wörter bildet. Die Anfangsbuchstaben der Antworten nennen im Zusammenhang eine landwirtschaftliche Arbeitsmaschine.

au — bart — dik — frank — ful — gal — grim — gu —
lang — lin — ma — mu — ni — on — pal — por — rum —
— strut — stus — ta — ti — ton — tor —
tu — un — wirt.

Fehlende Mitte

In die Mitte eines jeden der nachstehenden Wörter setze man einen Buchstaben, damit andere, sinngemäße Wörter entstehen. Die eingesetzten Buchstaben müssen, im Zusammenhang gelesen, den Namen eines deutschen Ostseebades nennen.

Sole — Rede — Vene — Raro — Joas — Oran —
Pate — Veer — Dorn — Wust — Tael.

Reifenrätsel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17
18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30

Jede Zahl entspricht einem Buchstaben.

1—5 Norm, 2—5 Saugwurm, 3—7 Stehmücke, 4—7 Mädchenname, 6—10 Bewohner Jugoslawiens, 7—10 Nachlaß, 9—13 Jagdertrag, 11—13 Kriemhildens Mutter, 12—15 Stück vom Ganzen, 13—16 Haß, 15—19 Hüfte, 16—19 Schluß, 18—22 Schutzwall vor Ueberflutung, 19—20 Nahrungsmittel, 19—23 Laubbaum, 19—24 Baumfrucht, 22—24 nordische Todesgöttin, 22—25 Halbinsel bei Danzig, 23—26 Schwung, 24—27 geograph. Bezeichnung, 25—29 Gebirgszug in Südamerika, 27—1 alte römische Münze, 28—2 infeltricher See in Lappland.

Umwandlungsrätsel

Aus den Buchstaben des Sprichwortes „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ bilde man sieben Wörter folgender Bedeutung: 1. Altd deutscher Dichter, 2. rundes Gebilde, 3. deutscher Strom, 4. Flaschenverschluß, 5. zwei innere Körperorgane, 6. Nahrungsmittel, 7. ungebraucht.

Auflösung der Rätsel aus dem März-Fest:

Kreuzwort-Rätsel

Waagerecht: 1. Amor, 4. Hamm, 8. Rum, 9. Bau, 10. Esel, 12. nein, 13. Nobel, 15. Meise, 18. Egon, 20. egal, 22. Bar, 23. elf, 24. Erde, 25. Arme.

Senkrecht: 1. Ares, 2. Mus, 3. Omen, 5. Abel, 6. Mai, 7. Mund, 11. Roden, 12. Messe, 14. Rebe, 15. Mord, 16. Eger, 17. Elfe, 19. gar, 21. Alm.

Was fehlt?

Halle, Zuber, Lüste, Kran, Affe, Eger, Espe, Ranne, Ratze, Terje, Capri, Augst, Wedel, Serbe, Voge, Pena.
= Altschraff gespannt, zerspringt der Bogen.

Gleichklang.

Abjaß.

Silbenrätsel

1. Johannes, 2. Eberesche, 3. Delhi, 4. Edison, 5. Range, 6. Adonis, 7. Rübezahle, 8. Borneo, 9. Epithaph, 10. Imitation, 11. Trauerweide, 12. Einfamilienhaus, 13. Rathenow, 14. Irene, 15. Sänger, 16. Testament.
= Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Der Einäugige

Der Einäugige sieht an seinem Bekannten zwei Augen, dieser aber nur das des Einäugigen.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295 97 - Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, Berlin; ständiger Stellvertreter: Odo Ritter, Stettin, zugleich verantwortlich für Kulturelles, Unterhaltung u. Buchbesprechungen; verantwortlich für Wirtschaft und „Blick in den Osten“: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, Stettin; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Harry Dörner - Sprechstunden: täglich, außer Sonnabend, von 11—12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. IV. Vj 7500. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin. - Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste Nr. 5 gültig.

FRÜHJAHR'S-NEUHEITEN

in allen Abteilungen unseres Hauses • Wir bitten um Ihren Besuch!

GEBRÜDER HORST

Paradeplatz

Gr. Wollweberstr.

Wohin im Sommer 1935?



Blick auf den Rosengarten mit Kurhaus

OSTSEEBAD KOLBERG

heilt durch See und
Sonne, Sole u. Moor!

130 km gute Autostraße
von Stettin! Sonntagsrück-
fahrkarten von überall!

Größte Zahl der Sonnen-
stunden in Norddeutschd.!

20 Solquellen (2,3-5,1%)
Vorzügl. eingerichtete Kur-
anstalten, Hotels, Pension.,
Wohnungen u. Zimmer in
jeder Preislage, für jeden
Geschmack!

Ruhe und Erholung, aber
auch Musik, Theater, Sport!
Ausführliche Werbeschrift
durch die Kurverwaltung!



LEBA (Ostseebad)

Schönstes Naturbad d. Ostsee-
küste. Nur von Wald, Waffer
u. großen Wanderdünen um-
geben. Nach meteorologischer
Feststellung hat Leba fast keine
Gewitter. Dadurch im Sommer
sehr wenig Regen und viel
Sonnenschein. Kurtaxe Gr. IV
u. Preise niedrig. Prosp. durch
Badeverwaltung. Segelflugh.

HEIDEBRINK

OSTSEEBAD AUF WOLLIN

zwischen Camminer Bodden und Ostsee, geschützt durch
hohe Dünen und herrliche Nadelwälder. Segeln, Rudern,
Angeln, Tennis, Dampferausflüge. Baden am Strand frei.

Auskunft durch: **Badeverwaltung Heidebrink**

Besuchen Sie

das schöne Ostseebad

Swinemünde!

Wald - Dievenow



das stille, roman-
tische Ostseebad,
ist das Ziel meiner
Badereise.

Prospekte und Aus-
kunft durch die Bade-
verwaltung.

ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

Pflegt deutsche Hausmusik!

Musiker-Prüfung

Vorbereit., theoretisch, praktisch

Meistergeiger Sass

Grabower Straße Nr. 6

Emmi Schlichting

Staatl. anerk. Musiklehrerin und Seminarleiterin
(Musikseminar zu Stettin, Leitung: Marg. Kuck,
Emmi Schlichting) Unterrichtsfächer: Klavierspiel,
Harm.-Lehre, Methodik.

Stettin, Kronprinzenstraße 17, III

Dienerchautfeure u. Diener

mit guter Fachausbildung
sind gesucht.

Besucht die **Dienerfach-
schule Bad Godesberg**
(22). — Prospekt frei.
Mäßige Preise.

Pädagogium Traub

Frankfurt/Oder 10

Sexta b. Abitur. Schülerheim

Tägliche Arbeitsstunden unter
Aufsicht. **Neuzeitl. Schulhaus.**
Turnen, Wehrsport, Wandern.
Nichtversetzte holen ver-
lorene Zeit ein.

Staatlich anerk. Massageschule

Dr. med. **Rohrbach**
Kassel - Wilhelmshöhe
Prospekt — Rückporto

Rhöndorf/Rh. (Siebengebirge)

Töchterheim „Haus Henriette“
Ausbildung für Haus u. Leben.
Mäßige Preise

Unterrichts-Anzeigen

im „Bollwerk“ sind erfolgreich
und billig!

Anzeigenschluß für die nächste
Ausgabe ist am 22. April 1935

Pädagogium Dr. Reusse, Köslin

Moderne Gebäude in herrlicher Waldlage, dicht am
Gollenberg. Nähe Ostsee. Innerhalb ca. 2 Jahren
bestanden über 40 Schüler staatliche Prüfungen.

Schulgeld 20,—, Pension 60,— RM.

Alles Nähere im schön bebilderten Prospekt.

Erziehung zur deutschen Hausfrau und Mutter

in den allbekannten Töchterheimen und Heim-
frauen-schulen der Mathilde-Zimmer-Stiftung

Praktische Lebensschulung und allgemeine Grund-
lage für die eigentlichen Frauenberufe. Vorkriegs-
preise. Frauenoberschule und Sonderkurse für
Abiturientinnen. Bisher über 13000 Schülerinnen.

Nähere Auskunft durch die Leitung -
Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19

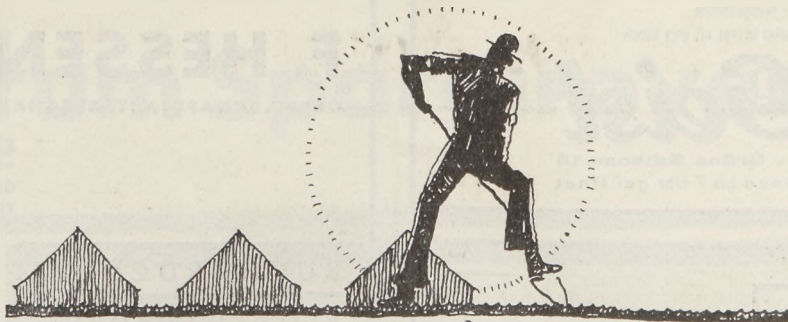
Die städtisch-staatliche

Handwerkerschule Stettin

(Kunstgewerbeschule) vermittelt als **Meisterschule des pom-
merschen Kunsthandwerks** technische, geschmackliche und
künstlerische Weiterbildung auf handwerklicher Grundlage.

Unterstufe: Meisterschule. **Oberstufe:** Künstlerische Entwurfs-
klassen. **Abteilungen:** Tischlerei und Innenausbau. — Stein-
bildhauerei, Bau- und Gefäßkeramik — Dekorationsmalerei.
Gebrauchsgraphik u. Werbekunst. — Textil u. Mode (a. Hand-
weberei, b. Damenschneiderei u. Kostümentwurf).

Staatl. Abschlußprüfungen. Schülerheim. Semesterbeginn 8. Apr.
Prospekt u. Auskunft durch das Sekretariat, Grünhofer Marktplatz 3



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN

STETTIN

STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

FELDMÜHLE

Von jeher war es unser Bestreben, nur erstklassige Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Die Reichhaltigkeit unserer Papiersorten ist bekannt.

W I R S T E L L E N H E R :

Zeitungsdruckpapiere, Zellstoffpapiere, Tapetenroh-papiere, holzfreie und holzhaltige Druck- und Schreibpapiere, Normalpapiere, Vervielfältigungspapiere, Pergamentersatz, Echt Pergament, Krepppapiere für technische und hygienische Zwecke, Chromoersatzkarton, Maschinenholzkarton, Graukarton. „Heliozell“, das Zellglas der Feldmühle; „Feldmühle Special-Bank-Post“

Lieferung erfolgt nur durch den zuständigen Handel

FELDMÜHLE

PAPIER- U. ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT, STETTIN

1528-FELDMÜHLE-1528
SPECIAL-BANK-POST

Klage nie über Mißgeschick
ein Los von Geist bringt oft das Glück

Geist

Stettin, Grüne Schanze 14
Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet

22

April

An diesem Tage ist Anzeigenschluß für die Mai-Ausgabe der NS-Monatszeitschrift

**Das
Bollwerk**

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

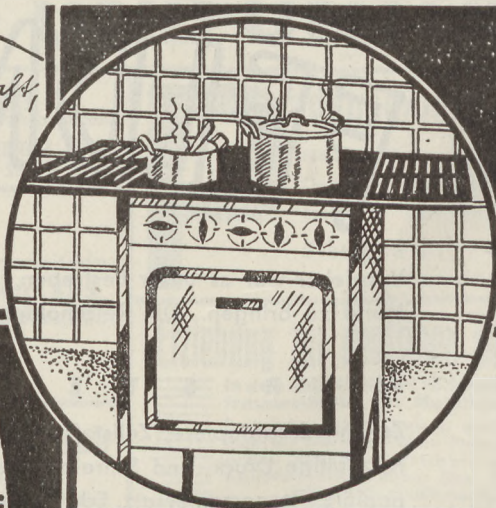
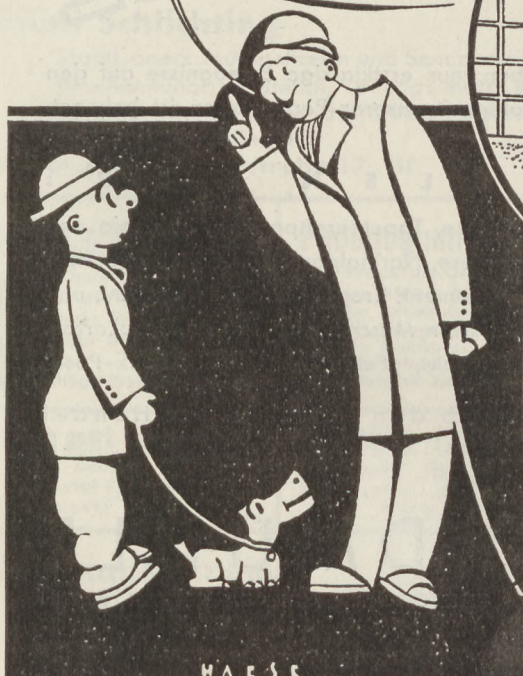
GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



**HESSENLANDDRUCKE
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN**

*Meine Frau
wünscht elektrisches Kochen,
soll sie mir täglich
vom Dienst ab.*



**Da staunste
Karle!**

Was das mit dem elektrischen Kochen zu tun hat?

Nun: so sorglos ist eben das elektrische Kochen daß meine Frau in der Zeit anfangen kann, was sie will.

- Schaltung 1, und sie braucht sich um nichts zu kümmern.
- Es kann ja nichts passieren, nichts anbrennen oder überkochen.
- Na, siehste! und meine Frau holt mich dann eben vom Dienst ab.

Ist diese Sorglosigkeit nicht ein sehr schätzenswerter Vorzug der elektrischen Küche?

**Ihr Elektro-Installateur
oder die Elektroschau,**

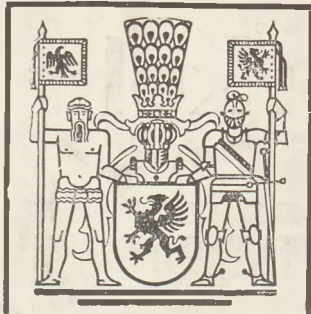
Stettin, Schulzenstraße 21, werden Ihnen gern Näheres darüber sagen!

2.

Spargiroguthaben werden verzinst und sind für den Inhaber täglich verfügbar

✱

Stolp i. P., Kaufmannswall 6



**Nicht am Volke
verdienen,
sondern dem Volke
dienen!**



Pommersche Feuersozietät

Pommersche Prov.-Lebensversicherungsanstalt

Stettin, Pölitzer Straße 1 * Ruf Nr. 25441

**Geschäftsstelle für Stettin und den Kreis Randow:
Stettin, Falkenwalder Straße 1 * Ruf 28788**

**Feuer-, Leben-, Einbruch-
diebstahl-, Unfall-, Haft-
pflicht-, Transport-,
Kranken-Versicherung**

Auskünfte u. Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungskommissare